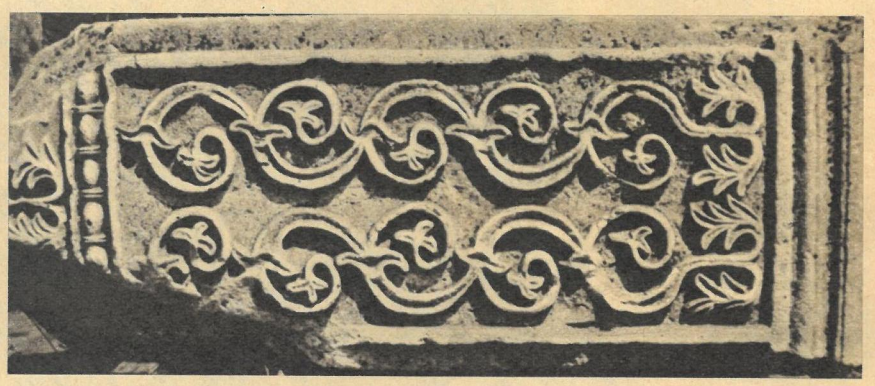
26
4. Juniheft 1966

zb
ZEIT IM BILD

Wir warten auf Sie am Moskwastrand! Und wenn Sie mal nach hier kommen, dürfen Sie uns mitnehmen – zur Erinnerung, wie schön es in unserem Moskau ist.

0,30 MDN

Fotos Paul Friedemann



Rumänische Restaurateure arbeiten am Wiederaufbau eines der größten Kulturdenkmale der Römerzeit

Steinerner Bilderbogen antiker Völker

In Adamclisi, einem unscheinbaren Städtchen an der Nationalstraße der rumänischen Dobrudscha, werden sich in nicht allzu ferner Zeit Touristen aus aller Welt drängen, wenn die Arbeiten zum Wiederaufbau eines der größten Kulturdenkmale der Römerzeit beendet sein werden: des Tropaeum Trajani. Gegenwärtig führt der Weg noch durch Ödland. Der Besucher muß durch zementtrockenen Staub stapfen und kann sich nur nach dem Klang klopfender Hämmer orientieren. Endlich sieht er die Restaurateure in greller Hitze mit Plänen hantieren. Ein Gabelstapler bewältigt mühelos Gesteinsquader, Einzelteile des riesigen Trajan-Monuments, das in schwieriger Kleinarbeit wieder zusammengefügt wird. Einer verstümmelten Inschrift zufolge weihte der römische Kaiser Trajan dieses Denkmal dem rächenden Kriegsgott Mars Ultor, nachdem er den zweiten dakischen Krieg gewonnen hatte. Das einst sechseckige Tropaeum von 40 Meter Höhe war von einem massiven steinernen Rundbau von ebenfalls 40 Meter Durchmesser umgeben, dessen Zinnenkranz aus Reliefskulpturen bestand, die an Bäume gefesselte bärtige Barbarengestalten mit nacktem Oberkörper und enganliegenden Hosen darstellen. Dieser wuchtige Rundbau erhob sich auf einer Plattform von sieben Stufen, wodurch der Blick auf die von einem Ornamentfries (siehe Foto) gesäumten bildlichen Darstellungen an der Wand gelenkt wurde. Steinerne Bilder erzählen von der Niederwerfung der Daker und von ihren auf Ochsenkarren sitzenden Frauen und Kindern. Daneben die Reliefs der kriegserfahrenen römischen Truppen in Kampfstellung. Die nicht immer einwandfreie Ausführungstechnik der Bildhauer läßt vermuten, daß nicht nur Künstler, sondern auch zahlreiche Laien – wahrscheinlich Soldaten – an der Bearbeitung der Reliefs mitwirkten. Nach Abschluß der Restaurierungsarbeiten soll die überlebensgroße Siegesstatue das Tropaeum Trajani wieder krönen.

Text und Fotos von J. Gutjahr

Dutzende von Arbeitern und Steinmetzen sind damit beschäftigt, die teilweise stark verwitterten Relieffriese kunstvoll aneinanderzufügen.

„Die Weiße Rose" und das „Einsatzkommando 9"

Ein Mörder avanciert zum Ehrenmann

Am 18. Februar 1943 denunzierte ein Hausmeister der Universität München der Gestapo eine Gruppe von Studenten, die antifaschistische Flugblätter verbreiteten. Die Gestapo griff zu und verhaftete Hans Scholl (24), Medizinstudent, Sophie Scholl (22), Studentin der Naturwissenschaft, Christoph Probst (23), Student der Medizin. Schon am 22. Februar 1943, gegen Mittag, verkündete der höchste Justizmörder des „Dritten Reiches", Roland Freisler, das Urteil des „Volksgerichtshofs". Vier Stunden später wurde es vollstreckt: Der Widerstandsgruppe „Die Weiße Rose" wurden vom Scharfrichter die Köpfe abgeschlagen. Der Mann, der die Geschwister Scholl dem Mörder in der roten Robe ans Henkerbeil lieferte, war Dr. Oswald Schaefer, damals Leiter der Gestapoleitstelle München. Über ihn lesen wir aus aktuellem Anlaß Mitte April 1966 im Westberliner „Tagesspiegel":

„SS-Sturmbannführer Schaefer erntete höchste Anerkennung dafür, daß er als Chef der Staatspolizeileitstelle München den Fall der Geschwister Scholl so schnell und umsichtig erledigte. Und wenn er auf demselben Posten ‚Ostarbeiter' ohne gerichtliches Verfahren wegen lediglich von Polizeiorganen ‚festgestellter' Sittlichkeitsdelikte erhängen ließ, so hatte ihm, dem Volljuristen, dabei das Bewußtsein der Rechtswidrigkeit gefehlt. Ein Münchner Schwurgericht hat es ihm nach dem Krieg durch Freispruch bestätigt."

Dieser Schurke Dr. Schaefer war der richtige Mann für die Führung des „Einsatzkommandos 9", einer Mordbande, deren Aufgabe darin bestand, das Hinterland der faschistischen Ostfront von „subversiven Elementen" zu „säubern". Die Praxis dieser „Säuberungsaktion" war Mord. Zwanzig Jahre und einiges danach begann vor dem Schwurgericht in Westberlin ein Prozeß gegen Schaefer und drei Komplicen. Hier einige wenige Ausschnitte aus Prozeßberichten Westberliner Blätter: „Ein Zeuge, danach gefragt, auf welche Weise kleine Kinder erschossen worden seien, erwiderte: ‚Na, wie die Katz'. Der Richter starrte ihn an und ersuchte nach einigen Sekunden des Schweigens um nähere Erläuterung. In ruhigem Ton sprach der Zeuge weiter: ‚Na, sie wurden mit der einen Hand am Genick gepackt und mit der anderen erschossen!'" (Tagesspiegel.)

Schaefer, dem schon im Fall der erhängten „Ostarbeiter" vom Gericht das Fehlen des „Bewußtseins der Rechtswidrigkeit" zugebilligt wurde, kann sich heute „an nichts mehr erinnern". Ein billiger Trick. Aber er zieht. Der weitaus größte Teil der vom Staatsanwalt geladenen Belastungszeugen „besinnt sich nicht mehr" auf das, was während der Einsätze des Einsatzkommandos geschah:

„... eine große Gruppe von Zeugen, die sagten mit vielen Worten fast nichts. Sie wanden sich wie Schuljungen, die den Lehrer überlisten zu können glauben. Gerade diejenigen, die einst nach ihrer Stellung beim Kommando Todesangst bei denen hervorriefen, die mit ihnen in Berührung zu kommen das Unglück hatten – sie schienen das Gedächtnis nahezu total eingebüßt zu haben. Judenerschießungen? Sie schüttelten mit schlecht gespielter Verblüffung den Kopf und machten Gesichter, als hörten sie das Wort zum ersten Mal."

Nun sind aber nachweislich mindestens 9500 unschuldige Menschen vom Einsatzkommando 9 ermordet worden. Unter Leitung der Einsatzkommandoführer Wiebens, Filbert und Schaefer. Was tut's? „Das Schwurgericht hat das Verfahren hinsichtlich ganzer Komplexe auf Anregung der Staatsanwaltschaft deshalb einstellen müssen, weil Schuldnachweis mit Hilfe der Zeugen nicht mehr zu führen war." (Die Welt.)

Immerhin – einiges blieb übrig: „Schaefer gilt für überführt, die Erschießung von 117 jüdischen Kriegsgefangenen und sechs jüdischen Zivilisten durch Angehörige des Einsatzkommandos gebilligt zu haben." (Spandauer Volksblatt.)

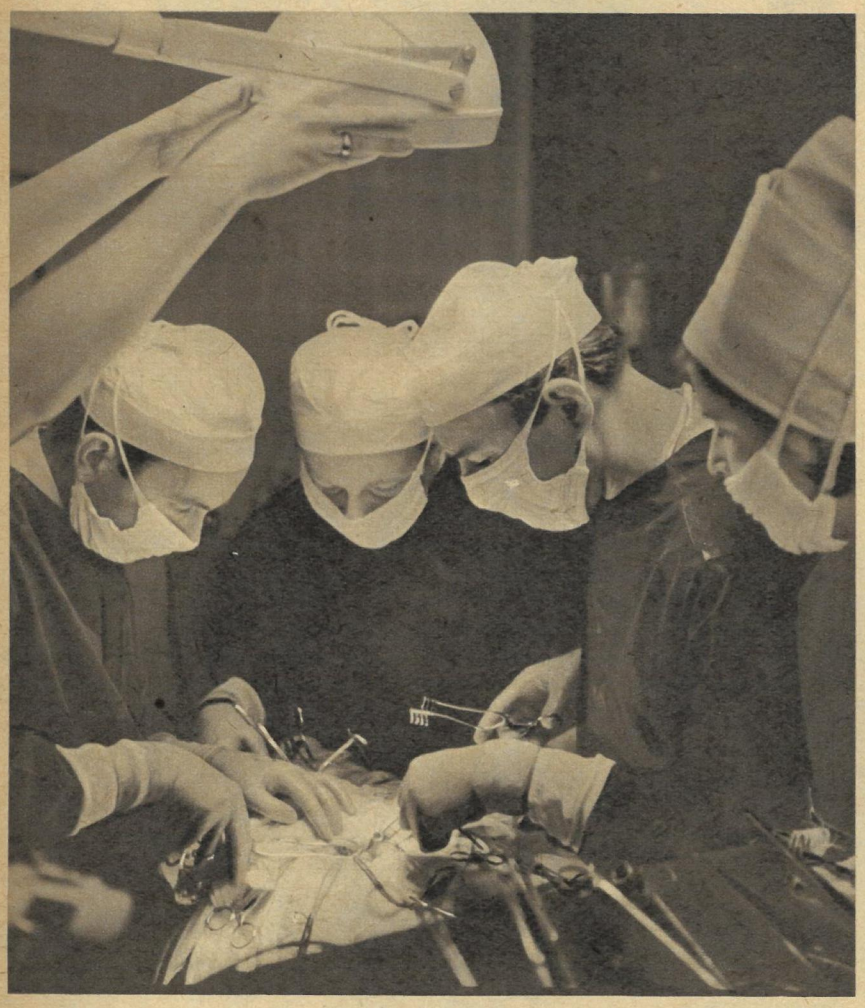
Strafantrag des Staatsanwalts: 10 Jahre Zuchthaus, 6 Jahre Ehrverlust wegen Beihilfe zum Mord. Das „Urteil": Freispruch „wegen Mangels an Beweisen".

Unter dem Beweismaterial, das der damalige Leiter der Gestapoleitstelle Dr. Schaefer 1943 dem Obersten Blutrichter Hitlers, Freisler, gegen die Geschwister Scholl auf den Tisch legte, befand sich auch ein Flugblatt der „Weißen Rose", in dem es hieß: „Vergeßt nicht, daß ein jedes Volk diejenige Regierung verdient, die es erträgt!" Man könnte dieses bittere Wort getrost auf die Justiz anwenden, die den Mörder Schaefer als Ehrenmann nach Wuppertal entließ ...

W. F.

Oswald Schaefer auf der Anklagebank, die er ungeschoren verlassen durfte.

rundschau



Wissenschaftler der Berliner Humboldt-Universität entwickelten neuen Polyäthylen-Katheter

Ein Plastschlauch leitet Sonden ins lebende Herz

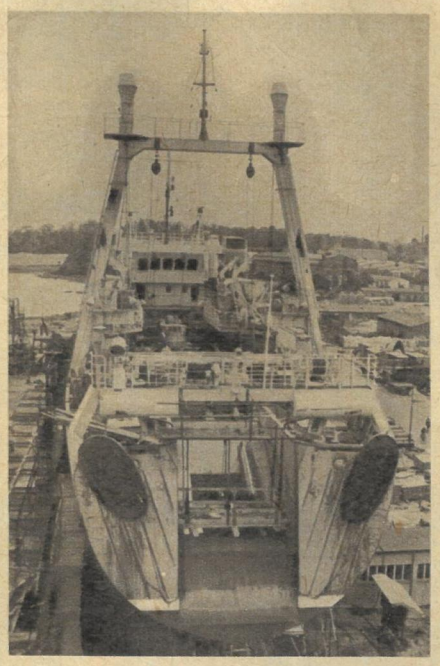
Heute können wir uns ein Leben ohne Plaste und andere Kunststoffe kaum noch vorstellen. Diesen Satz dürfen Sie sogar wörtlich nehmen, wenn Sie an die Verwendung von Kunststoffen in der Medizin denken. Die moderne Herz- und Gefäßchirurgie – um nur ein Beispiel zu nennen – kommt ohne die vielfältigen Erzeugnisse unserer chemischen Industrie nicht mehr aus.

Schon bei der Diagnose verwendet man oft Katheter aus Plast. Vor kurzem entwickelten Wissenschaftler der Berliner Humboldt-Universität einen Katheter, mit dem sie alle Herzhöhlen, Arterien und fast alle Venen erreichen. Der Schlauch mit der relativ dünnen Wandung von 0,5 Millimetern besteht aus Polyäthylen und läßt einen Druck von 10 atü zu. Da er gut lagerbar ist, wird er als Meterware geliefert und erst vor der Operation stückweise sterilisiert. Seine Oberfläche ist glatter als bei herkömmlichen Herzkathetern. Kleinste Mikrophone, Mikrometer sowie Sonden zum Entnehmen von Blutproben können mit dem neuen Katheter bis in die Herzhöhlen vorgeschoben werden. Dabei wird ein feinzerteiltes, unlösliches Bleisalz in den Katheter gedrückt. Der Schatten dieser Substanz läßt auf der Röntgenaufnahme den genauen Verlauf der Blutgefäße erkennen.

Mitunter stellt der Arzt einen Arterienverschluß fest. Kann für die Rekonstruktion der Adern kein körpereigenes Gefäßmaterial verwendet werden, dann setzt er eine künstliche Arterie ein. Diese schlauchähnlichen Prothesen bestehen aus Grisuten und Dacron. Sie werden im VEB Catgut, Markneukirchen, gewebt oder gestrickt. Ihre Eigenschaften kommen denen körpereigener Arterien sehr nahe. Unser oberes Foto zeigt eine Ärztegruppe des Krankenhauses Berlin-Friedrichshagen unter Anleitung des Chefarztes, Dr. Hejhal, beim Einsetzen einer künstlichen Arterie. H. Gert

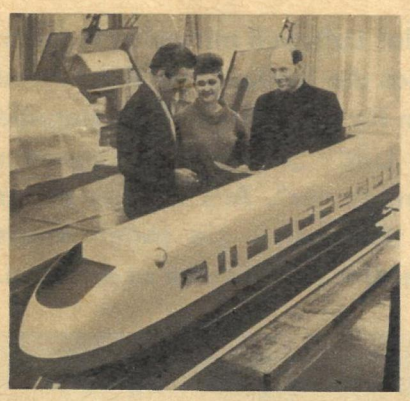
Gefäßprothesen aus Grisuten und Dacron, gewebt oder gestrickt im VEB Catgut Markneukirchen, sind für den Arzt bei sehr vielen gefäßchirurgischen Eingriffen unentbehrlich.

Der Prototyp der für die Sowjetunion bestimmten Gefrier- und Fangschiffserie „Atlantic" wurde nach seiner Probefahrt im Sund wieder an Land gebracht. Hier erfolgt noch einmal eine genaue Gütekontrolle. Das Schiff kann täglich 80 Tonnen Fisch verarbeiten; zwei automatische Gefrierapparate frosten in 23 Stunden 45 Tonnen Fisch bei minus 22 Grad ein.



Von Jahr zu Jahr haben sich die freundschaftlichen Beziehungen zwischen der DDR und der Volksrepublik Ungarn vertieft. Im Mai 1964 weilte eine Partei- und Regierungsdelegation unter Leitung Walter Ulbrichts in Budapest (Foto). Jetzt begrüßte die Bevölkerung der DDR den Ersten Sekretär der USAP, Janos Kadar (im Bild links neben Walter Ulbricht), in ihrer Hauptstadt.

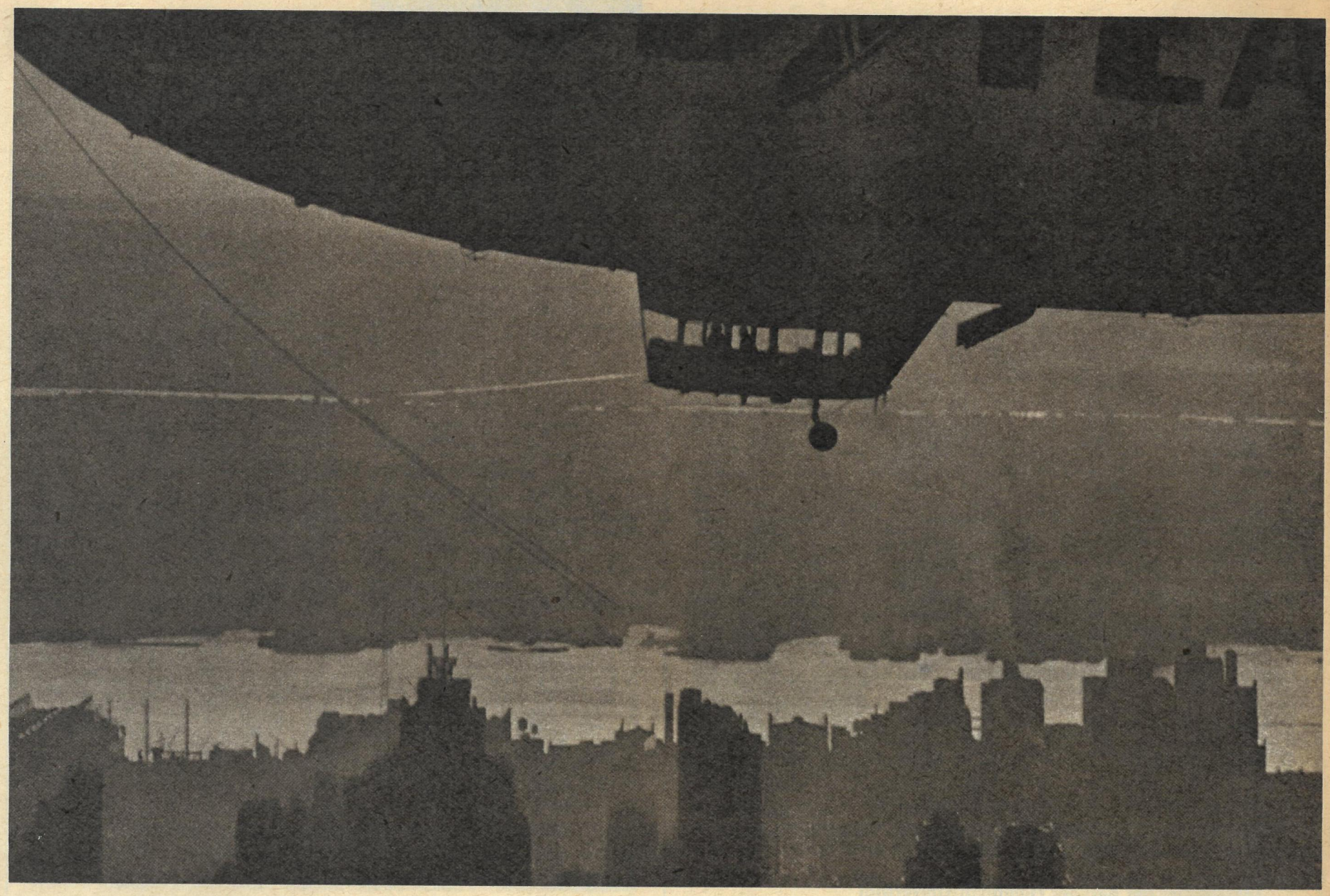
Fotos Zentralbild



Ein neuer Schienengigant wird zur Zeit im Rigaer Waggonbauwerk konstruiert. Der Expreß ist für die Strecke Leningrad–Moskau vorgesehen. Er wird eine Geschwindigkeit von 200 Kilometern in der Stunde erreichen.

Die erste elektronische Datenverarbeitungsanlage für den Binnenhandel der DDR wurde Ende Mai im Leipziger Rechenzentrum ihrer Bestimmung übergeben. Sie verarbeitet die Daten von 750 Registrierkassen mit Magnetbandaufzeichnung aus 23 Warenhäusern. Die Anlage kann verschiedene Teilprozesse der Warenbewegung gleichzeitig erledigen und die Richtigkeit ihrer Arbeit selbständig überprüfen.

Polens Außenminister Rapacki, der zu einem offiziellen Besuch in Stockholm weilte, erörterte mit seinem schwedischen Kollegen Nilsson auch die polnischen Vorschläge für eine atomwaffenfreie Zone in Mitteleuropa. Unser Bild zeigt Rapacki im Gespräch mit dem schwedischen König Gustav Adolf VI.

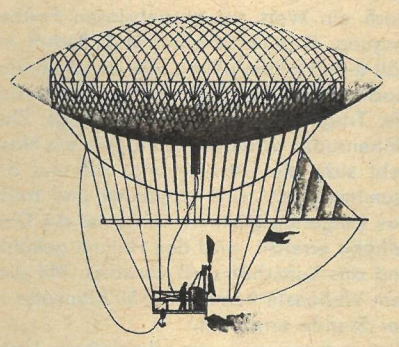


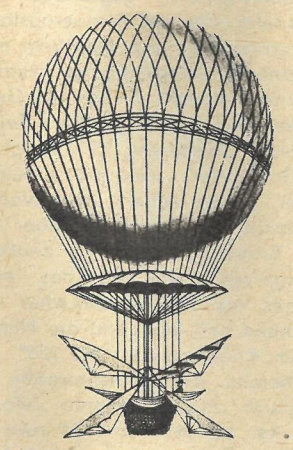
Die einschlägige Literatur bedenkt das Luftschiff mit vielen Namen. Aus diesen Titulierungen zeichnet sich die Stellung der Autoren zu dem Flugapparat ab. Da findet man für das Luftschiff die Begriffe „Arbeitselefant", „Dinosaurier der Luft", „Zigarre", „Fliegender Ozeandampfer", „Aufgeblasene Konkurrenz". Aus welcher Feder diese Bezeichnungen auch immer stammen – sie sagen etwas Wahres über das Luftschiff, ohne allerdings das Ganze zu erfassen. Sie greifen lediglich eine Spezifik heraus, die dem Autor besonders bemerkenswert erschien.

Doch ist es überhaupt sinnvoll, in unserer Zeit nach einem „Comeback" des Luftschiffes zu fragen? Heute, wo Düsenklipper die Welt kleiner werden lassen, wo Strahljäger mit mehrfacher Überschallgeschwindigkeit fliegen, wo es große und starke Raketensysteme gibt? zb versucht Antwort auf diese Fragen zu geben.

VOM FLIEGENDEN VULKAN ZUM ATOM-LASTESEL

ALLES ÜBER DAS LUFTSCHIFF





Angeblich soll bereits 1306 in Peking ein Luftballon emporgeschwebt sein. Von dieser unverbürgten Nachricht aus dem „Reich der Mitte" jedoch abgesehen, schlug die Geburtsstunde der Luftschiffahrt mit der Erfindung des Luftballons durch die Gebrüder Etienne und Joseph Montgolfier. Am 5. Juni 1783 starteten sie einen Heißluftballon von 10 Metern Durchmesser. Im Balloninneren wurde die Luft durch glimmendes Stroh erhitzt; sie verringerte ihre Dichte, und der Auftrieb geschah nach dem physikalischen Prinzip „leichter als Luft", auf dem die gesamte Luftschiffahrt beruht.

Professor Charles aus Paris kam als erster auf den Gedanken, einen Ballon durch leichtes Gas zum Schweben zu veranlassen. Für dieses Vorhaben schien ihm Wasserstoff geeignet. Am 27. August 1783 stieg auf dem Marsfeld ein derartig „aufgetankter" Ballon auf. Allerdings ereilte diesen ersten Wasserstoffballon mit seinen 3,9 Metern Durchmesser ein unrühmliches Schicksal: Unwissende Bauern drangen auf ihn mit Dreschflegeln und Mistgabeln ein und zerschlugen den Ballon mittels ihrer zweckentfremdeten landwirtschaftlichen Geräte. Sie hielten den Ballon für ein Ungeheuer. Errare humanum est!

Pilâtre de Rozier und der Marquis d'Arlandes stiegen in einem von Montgolfier gebauten Ballon auf. Flugdauer 25 Minuten, Höhe 1000 Meter. Später erreichten Charles und die Gebrüder Robert 2000 Meter, und Blanchard wagte am 7. Januar 1785 den Flug von Dover über den Kanal zur französischen Küste.

Angestachelt von diesem Erfolg wagte de Rozier ein tollkühnes Unternehmen. Er „kombinierte" einen Heißluft- mit einem Wasserstoffballon und versuchte, mit diesem Vulkan den Ärmelkanal in umgekehrter Richtung zu überqueren. Was aus heutiger Sicht freilich vorauszusehen war, geschah: In 1600 Fuß Höhe explodierte die Höllenmaschine, und de Rozier stürzte mit seinem Kopiloten ab. Sie waren die ersten Toten der Luftfahrt.

Begannen jedoch die Herren in den Himmel zu reisen, war es den Damen schon lange recht. Am 4. Juni 1784 wagte sich Madame Elisabeth Thible aus Lyon mit einem gewissen Monsieur Fleurant in die Lüfte. Allerdings gondelten sie mit ihrem Warmluftballon nicht gerade in den siebten Himmel, sondern waren heilfroh, als sie wieder festen Boden unter den Füßen hatten. Der Ballon war gerade auf 2700 Meter gestiegen, als der Gondelboden einen Riß erhielt. Geistesgegenwärtig klammerte sich Madame mit einer Hand an das Geländer, und mit der anderen hielt sie den „Motor", damit er nicht abstürzte. Dieser bestand aus einer Glutpfanne, die die Heißluft produzierte. Das ganze Abenteuer dauerte 45 Minuten. Jeder Ballonaufstieg war ein waghalsiges Unternehmen, waren doch die Luftschiffer hilflos den Winden und Luftströmungen preisgegeben. So glichen sie einem antriebs- und steuerlosen Schiff auf hoher See. Besonders bekamen das auch die 1803 in Hamburg gestarteten Wissenschaftler Robertson und Lhoest zu spüren. Sie stiegen auf 7000 Meter (!), untersuchten den Siedepunkt des Wassers, die Luftelektrizität und stellten akustische Untersuchungen an. Damit avancierte der Ballon vom Vergnügungsunternehmen zum „fliegenden Laboratorium".

Trotz dieser Erfolge galt es aber, neben dem bereits vorhandenen Auftriebsmittel ein Antriebsmittel zu finden. Man versuchte sich an Schaufelrädern, Schlagflügeln, Luftschrauben mit Segeltuch bespannt. Tatsächlich bewegten sich 1785 und 1786 Ballone bei Windstille mit Segeltuchschaufelrädern vorwärts. Den kuriosesten Gedanken hatte ohne Zweifel 1801 Jakob Kaiserer zu Wien. Dieser Mensch schlug vor, Adler oder andere starke Lufttiere als Zugvögel vorzuspannen. Glücklicherweise blieb den Vögeln die Realisierung dieser Erfindung erspart, zumal die Adler ja auch bald knapp geworden wären.

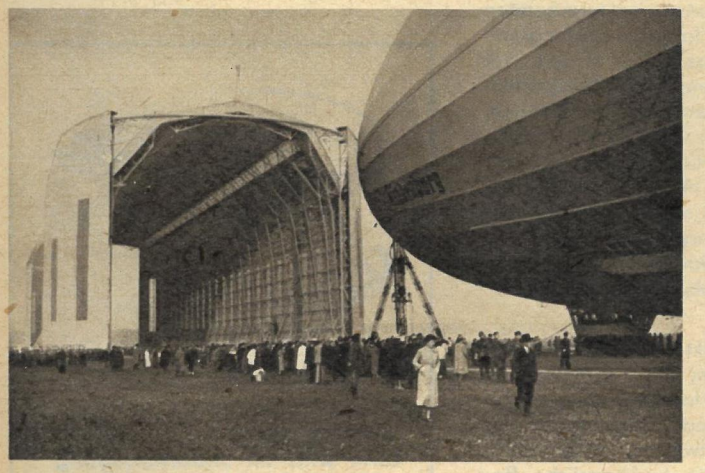
Henry Giffard rettete die „Zugvögel" und wandte am 24. September 1852 eine Dampfmaschine als Antriebsmittel an. Sein Ballon maß 44 Meter, Durchmesser 12 Meter. Die Dampfmaschine wog 48 Kilogramm, lieferte 3 PS und verlieh dem Luftschiff eine Geschwindigkeit von 11 Kilometern in der Stunde. Der deutsche Ingenieur Paul Haenlein trieb 1865 sein 50 Meter langes Luftschiff mit einem Gasmotor an. (20 Kilometer in der Stunde.) Gaston Tissandier probierte es 1881 mit einem Siemens-Elektromotor (9 Kilometer in der Stunde). Renard und Krebs, zwei Franzosen, kehrten mit ihrem Elektroschiff nach 23 Minuten mit eigener Kraft an den Startplatz zurück. Dieser Erfog war eine Sensation. Dr. Wölfert konstruierte 1895 das erste Luftschiff mit Benzinmotor, Ziolkowski ein Ganzmetall-Luftschiff.

Einer der bekanntesten Luftschiffpioniere war der Brasilianer Santos-Dumont. Er startete am 18. September 1898 mit einem benzingetriebenen Luftschiff, obwohl ihn die Fachleute gewarnt hatten, einen „Explosionsmotor an einen mit explosivem Gas" gefüllten Ballon zu hängen. Geradezu als Groteske ist bekannt, daß Dumont nicht gegen den Wind starten durfte, da dies „den Gepflogenheiten der Luftschifffahrtskunst widerspricht". Die Gepflogenheiten beachtend, verfing sich das Vehikel prompt, durch Wind und Motorkraft abgetrieben, in den nächsten Baumwipfeln und wurde beschädigt.

Einige Tage darauf darf Dumont gegen den Wind starten. Höhen- und Seitensteuerung funktionieren, Dumont gewinnt an Höhe. Überschüssiges Gas entweicht durch ein Ventil. Beim Abstieg aber kann die Luftpumpe das Erschlaffen der Ballonhülle nicht verhindern, die Spannung der den Korb haltenden Seile wird ungleich, eine Katastrophe droht. Da erblickt Dumont Kinder, die auf einer Wiese mit Drachen (!) spielen. In höchster Not wirft er ihnen das Schleppseil zu. Die Kinder ergreifen es geistesgegenwärtig und bremsen das Luftschiff in seinem jähen Sturz. Mit einem anderen Luftschiff beteiligt sich Dumont am „Deutsch-Preis", der für das Umschiffen des Eiffelturmes 125 000 Francs aussetzt. Am 19. Oktober 1901 startet er. Alles geht gut, bis beim Rückflug der Motor stottert. Dumont verläßt das Steuer, um sich Zündung und Vergaser zu widmen. Inzwischen wird das Luftschiff über den „Bois de Boulonge" getrieben. Die von den Bäumen ausgehende Luftströmung droht den Ballon zu erschlaffen. Dumont stürzt zum Höhensteuer und kann sich mit letzter Motorkraft aus der schwierigen Situation manövrieren. Die Rückkehr gelingt, der Preis ist gewonnen, die Industriellen horchen auf. Nachdem das Luftschiff also offenbar seine Kinderschuhe ausgezogen hat, wittern auch die Militärs eine günstige Verwendungsmöglichkeit. Die älteste Luftflotte existierte bereits 1794 in Meudon, Frankreich (Aerostatische Corps). Sie waren mit Warmluftballons ausgerüstet, die 1794 am 2. Juni bei Maubeuge und am 26. Juni in der Schlacht bei Fleurus als Luftaufklärer dienten.

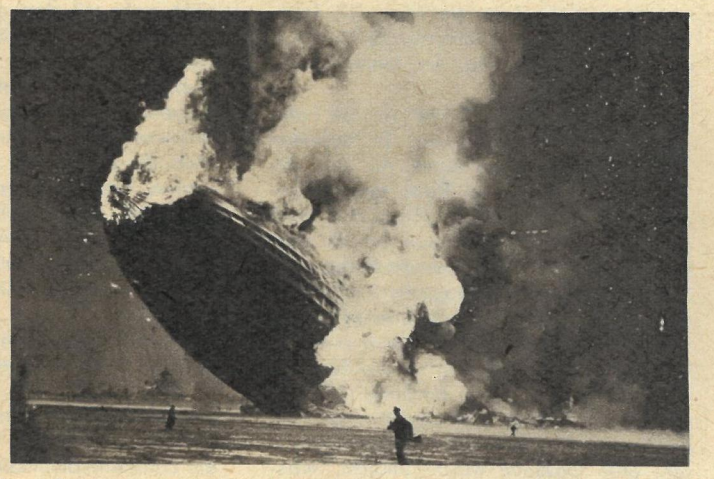
Damit jedoch wollte man sich später keinesfalls zufriedengeben, nicht zuletzt im kaiserlichen Deutschland. Vor diesem historischen Hintergrund erscheinen zwei Namen: August von Parseval und Ferdinand von Zeppelin. 1906 führt Parseval vor Militärs sein Luftschiff vor. Seine Festigkeit wird durch eine Gasfüllung erreicht, das Schlappwerden durch Luftsäcke (Ballonetts) ausgeglichen. Zum Unterschied von starren Systemen kann diese Bauart nicht einknicken. Das Prallluftschiff „Parseval VI." unternahm 1910 eine Fernfahrt von München nach Berlin, 1911 beendete es seine hundertste unfallfreie Fahrt. Obwohl Prallluftschiffe zuletzt Geschwindigkeiten von 100 Kilometern in der Stunde erreichten, siegten die starren Systeme Zeppelins. Die Achillesferse der Prallluftschiffe bestand in der Gefahr, daß ihre Außenhaut beschädigt wird und das Gas entweicht.

Am 2. Juli 1900 steigt „LZ 1" des Grafen Zeppelin in der Manzeller Bucht bei Friedrichshafen am Bodensee auf. Das Luftschiff, 128 Meter lang, erreicht eine Geschwindigkeit von 28 Kilometern in der Stunde. 17 Gaszellen befinden sich im Tragkörper, zwischen ihnen und der Außenhaut dient ein Luftpolster als Temperaturausgleich, das das Gasvolumen konstant halten soll. Bei diesem Start biegt sich das Aluminiumgerippe durch, und die „Gesellschaft zur Förderung der Luftschiffahrt" ist bankrott. Mit Hilfe von Spenden und einer Lotterie entsteht „LZ 2". Es wird auf dem Landeplatz nach seiner zweiten Fahrt vom Sturm zerstört. Erst „LZ 3" wird der große Erfolg. Zur besseren Lenkbarkeit erhielt es Heckstabilisierungsflossen. Inzwischen sucht Zeppelin die Gunst der Militärclique. In einer vertraulichen Studie malt er ein begeisterndes Bild von den Möglichkeiten des Luftschiffes im Krieg. 1907 stellt die Regierung Geld zur Verfügung, um „LZ 3" zu kaufen und „LZ 4" zu bestellen. Obwohl dieses



„LZ 129" am Ankermast des Rhein-Main-Flughafens.

Die erste „Zigarre" über dem kaiserlichen Berlin.

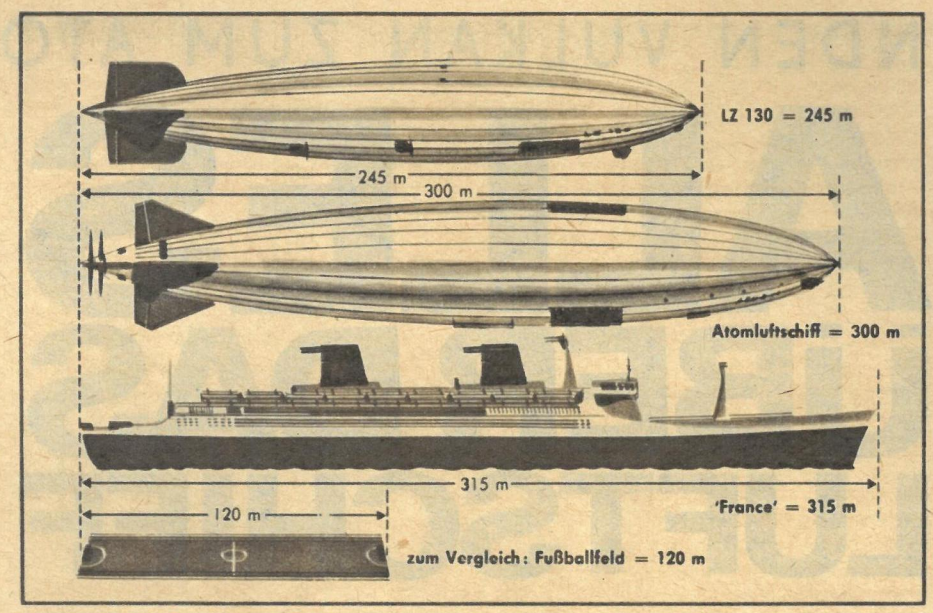


6. Mai 1937: Katastrophe in Lakehurst, USA.

1908 zerstört wird, werden 6 Millionen Mark als Volksspende aufgebracht, ein neues Luftschiff gebaut, die „Luftschiffbau-Zeppelin-GmbH." gegründet. Trotzdem Zeppelin alle von ihm verauslagten Gelder zurückerhält und obendrein einen als persönliche Entschädigung deklarierten Gewinn bekommt, fließen die Gelder der Volksspende zum größten Teil in seine private Brieftasche. 1911 fliegt das „LZ 107/Schwaben" über ganz Deutschland. Der Kaiser wittert eine Wunderwaffe. Tatsächlich stehen die über England in Brand geschossenen deutschen „Riesenzigarren" während des ersten Weltkrieges als Beweis deutscher Luftüberlegenheit hell leuchtend am Himmel. Nach dem Krieg entsteht „LZ 126". Hier erfolgt bereits die Schnellabgabe von Ballast durch das sogenannte „Wasserlassen". Am 12. Oktober 1924 reist das Luftschiff von Friedrichshafen nach Lakehurst, USA. Kolumbus brauchte für seine Fahrt über den „Großen Teich" 70 Tage, der Zepp 70 Stunden. Die New-Yorker bereiteten ihm als „Schiff des Friedens" eine ihrer gewaltigen Konfettiparaden.

Anschließend entsteht „LZ 127", auf den Namen „Graf Zeppelin" getauft. Für die technisch interessierten Leser sein Steckbrief: Länge: 236,6 Meter, Durchmesser: 30,5 Meter, Wasserstoffgas: 105 000 Kubikmeter, Aktionsradius: 10000 Kilometer, Antrieb: fünf 12-Zylinder-Maybach-Motoren mit je 530 PS, Aufhängung: 2 Backbord-, 2 Steuerbordgondeln und 1 Heckgondel, Höchstgeschwindigkeit: 130 Kilometer in der Stunde, Passagiere: 20 sowie Fracht und Gepäck. Es war in der Lage, eine sogenannte zahlende Last von 15 000 Kilogramm zu tragen. Die Besatzung bestand aus 1 Luftschiffführer, 3 Wach-, 3 Navigationsoffizieren, 1 Ballonmeister, 1 Zellenpfleger, 3 Seiten- und 3 Höhenrudergängern, 1 Fahringenieur mit Assistent, 2 Fahrmeistern, 15 Maschinisten, 1 Elektriker, 3 Funkoffizieren, 1 Verpflegungsleiter, 1 Steward, 1 Koch. Besonders hier wird der ungeheure Aufwand deutlich, den die „Riesenzigarre" erforderte. 1929 unternimmt „LZ 127" eine Weltreise (12 Tage, 12 Stunden, 34 200 Kilometer). Nach Nord- und Südamerika wird der Linienverkehr aufgenommen.

Am 3. Mai 1937 ist „LZ 129" für die Fahrt nach den USA startbereit. Es befinden sich 98 Personen an Bord. Als sich der Zeppelin am Ende der Reise dem Ankermast in Lakehurst nähert, sackt das Heck plötzlich ab. Durch Ablassen von Wasserballast wird das Gleichgewicht hergestellt. Schon fallen aus der Bugluke die Landetrossen, als aus dem Heck eine gewaltige Stichflamme steigt. Als Feuerball sinkt der Riese zur Erde, 35 Menschen fanden den Tod. Die Ursache des Unglückes konnte nie geklärt werden. Wahrscheinlich war der Spanndraht eines Heckspantes gerissen, eine Gaszelle wurde undicht, Wasserstoffgas vermischte sich mit dem Sauerstoff der Luft zu einem Knallgasgemenge, das sich durch eine elektrostatische Entladung entzündete. Damit war das vorläufige Ende der Luftschiffahrt gekommen. Bei allen technischen Pioniertaten, die mit ihr zusammenhängen, dürfen wir nicht außer acht lassen, daß das Luftschiff vor und nach dem ersten Weltkrieg in Deutschland zur Hochzüchtung chauvinistischen, nationalsozialistischen Geistes bewußt benutzt wurde.



Der Luftschiffbau war bis auf wenige Ausnahmen vorbei. Eine dieser Ausnahmen war die Militär-Luftschiffahrt in der UdSSR, die Transportzwecken diente. Die Westalliierten setzten Luftschiffe zur Beobachtung ein. Warum aber spricht man heute wieder vom Luftschiff? Weil gerade heute die Technik in der Lage ist, die bisher wesentlichsten Nachteile des Luftschiffes auszuschalten. Moderne Baumethoden und Plastchemie ermöglichen haltbare Konstruktionen, bestehend aus einem festen Rückgrat und einer feuerfesten Kunststoffhülle. Gefüllt wird die „Zigarre" nicht mehr mit dem gefährlichen Wasserstoffgas, sondern mit Helium, das billig künstlich hergestellt wird. Außer dem Hubschrauber kann nur das Luftschiff als fliegender Kran eingesetzt werden. Aber während der stärkste Hubschrauber der Welt, die sowjetische „Mi 10", 15 000 Kilogramm trägt, schleppt ein Luftschiff das Doppelte oder Dreifache. Ganz abgesehen von dem erschütterungsfreien Flug, der besonders bei wissenschaftlichen Arbeiten eine Rolle spielt.

1967 jährt sich zum 30. Mal der Dauerflugrekord des sowjetischen Luftschiffes „UdSSR B-6". Es blieb 137 Stunden und 37 Minuten in der Luft. Wie sieht es gegenwärtig in diesem Land mit der Luftschiffahrt aus? 1957 wurde in Leningrad die Luftschiffkommission bei der „Geographischen Gesellschaft der UdSSR" gebildet. Hier errechnete man, daß die gesamte Antriebsleistung nur etwa ein Zwanzigstel der Leistung von Flugzeugmotoren beträgt, da das Luftschiff seine Motoren nicht zur Erzielung des Auftriebes braucht. Setzt man die Kosten einer Tonne Fracht pro Kilometer per Flugzeug gleich 1, dann betragen sie für den Hubschrauber 5,65, für die „Zigarre" dagegen nur 0,33. Dabei bleiben die Kosten für Flugplätze unberücksichtigt. Um einen Schreitbagger der „URAL-MASCH" an seinen Bestimmungsort zu befördern, werden 80 zweiachsige Güterwagen benötigt. Dieser Transport kostet fast 189 000 Rubel, die Baggermontage am Bestimmungsort Monate. Ein Luftschiff könnte vormontierte Baugruppen tragen, der Transport kostete nur 85 000 Rubel, die Montage wäre erleichtert. Gleiches gilt für Bohrtürme, Gasleitungsrohre, Hochspannungsmasten, 150 Meter lange zweigleisige Eisenbahnanlagen und andere „sperrige Güter". Allein der Transport von Bohrtürmen per Luftschiff innerhalb der Grenzen eines dem Kuibyschewer Gebietes entsprechenden Areals ergäbe eine Jahreseinsparung von 1 346 000 Rubel. Das Luftschiff gestattet eine leichte Entladung von Lebensmitteln auf Warenhausdächern oder Markthallen, wobei dies ohne die sonst übliche Lärmbelästigung durch Hubschrauber vor sich gehen kann. Aber mit dem Einsatz als Transportmittel sind seine Verwendungsmöglichkeiten keineswegs erschöpft. Es kann als Fernsehrelaisstation dienen, in „luftigen Höhen" als Windkraftwerk arbeiten.

Ein originelles Projekt der Akademie der Wissenschaften sieht vor, Ballons und Luftschiffe bei der Holzgewinnung einzusetzen. Schleppen und Transportieren des Holzes auf dem Luftweg ist um den Faktor 2 billiger als die herkömmliche Beförderung. Auch der Weidewechsel der riesigen Schafherden in unzugänglichen Gebirgstälern, der mit Hubschraubern kostspielig erfolgt, könnte per Luftschiff vor sich gehen. Die Geologen, Polarforscher (Tradition: Luftschiff „Norge" und „Italia") hoffen auf das erschütterungsfreie „fliegende Laboratorium". Die Meteorologen wollen damit Wirbelstürme verfolgen und erforschen. Allerdings ist dies noch Theorie. Sie kann zwar täglich in die Praxis umschlagen, im Moment jedoch sind es Wunschträume. Keine Wunschträume mehr dagegen sind die in der Sowjetunion entwickelten Typen „Nowosibirsk 1" und „2" mit einer starren, beziehungsweise halbstarren Konstruktion. Und heiße Realität ist der „Leningrader Förster 1", ein Luftschiff, mit dessen Hilfe in der Sowjetunion Forstabschätzungen und Luftaufnahmen gemacht werden. Außerdem dient es der Waldbrandbeobachtung. Als Besatzung trägt es 2 Piloten und 3 Förster. Es ist 50 Meter lang, Höchstgeschwindigkeit 100 Kilometer in der Stunde.

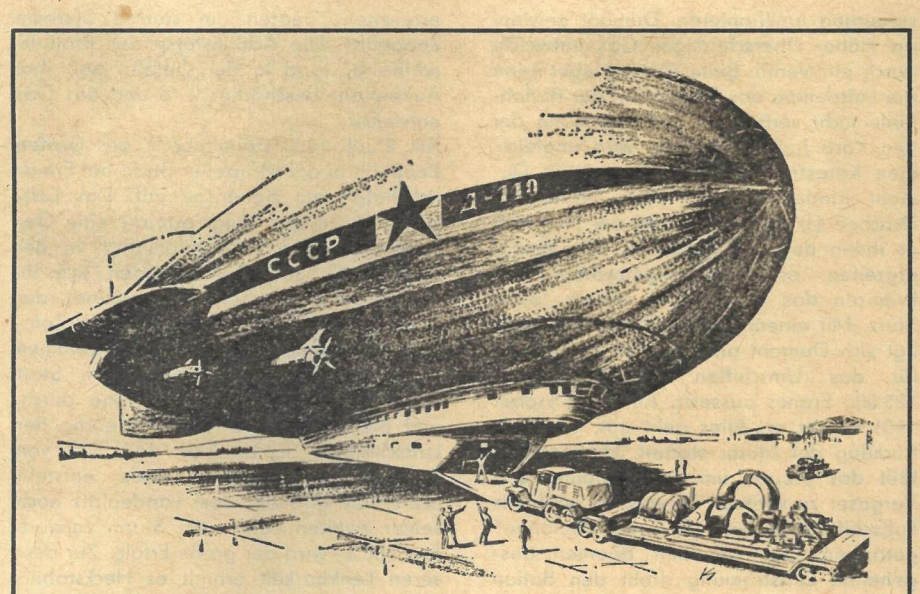
Aber auch in den USA ist man nicht untätig. Die „Goodyear-Zeppelin-Corporation" entwickelte ein Lastenluftschiff, das eine komplette Antriebsstufe der Saturn-Rakete trägt. Bisher mußten diese Stufen auf riesigen Umwegen mit Speziallastkähnen vom Herstellerbetrieb nach Cape Kennedy gebracht werden. Ein anderes Projekt ist „Aereon III". Es besteht aus 3 nebeneinanderliegenden Rümpfen, die durch tragflächenähnliche Stummel verbunden sind.

Noch ein Wort zur antriebslosen Fortbewegung. Das entsprechende Luftschiff erhält eine Heliumfüllung, die es schwerelos macht. Wird das Gas erhitzt, erhöht sich die Tragkraft, das Luftschiff steigt. Das Höhenruder wird ausgeschlagen, die Nase hebt sich, die Luftströmung trifft auf die Stummelflügel, wird abgelenkt und treibt das steigende Schiff vorwärts. Ist die Gipfelhöhe erreicht, wird das Helium gekühlt, und das Luftschiff sinkt vorwärts. Mit diesem Wellenstil kann man 150 Kilometer in der Stunde erreichen.

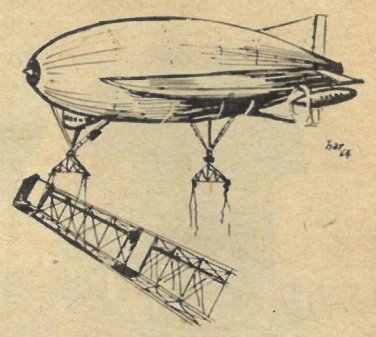
Ein anderes von amerikanischen Ingenieuren entwickeltes Luftschiff ist 300 Meter lang und kann 400 Passagiere in Luxuskabinen in 35 Stunden über den Atlantik befördern. Als Antrieb kann ein herkömmliches Turbo-Luftstrahltriebwerk oder Atom-Turbo-Luftstrahltriebwerk dienen. Die Arbeitsweise eines Atom-Zeppelins stellt man sich so vor: 1. Die Luft wird verdichtet. 2. Die Luft wird im Wärmeaustauscher (Wärme wird durch Kernreaktor erzeugt) erwärmt und dehnt sich aus. 3. Die Temperatur wird durch zusätzliche Petroleumeinspritzung erhöht. 4. Die Verbrennungsgase treiben die Arbeitsturbine. US-Vize-Admiral C. E. Rosendahl, einer der Hintermänner dieses Projektes, frohlockt: „Mit diesem Luftschiff können wir künstlichen Regen erzeugen, Truppen in alle Welt transportieren, die U-Boot-Abwehr verbessern." Mit einem Atombrennstoffvorrat von 500 Gramm ist ein Luftschiff in der Lage, 500 000 Kilometer zurückzulegen. Natürlich darf bei s o l c h e n Perspektiven Bonn nicht fehlen. Im „Ludwigshafener Verein für Luftschiffahrt" glaubt man auf seine Weise an die Renaissance der „Zigarren", wobei der Vorsitzende Franz Weissmann besonderen Wert auf die Betonung „deutsche" Luftschiffahrt legt. Noch spricht man dort davon, daß der Mensch nicht rasen, sondern reisen wolle und das Luftschiff deshalb eine Perspektive habe. Interessant ist aber, daß gerade die Kreise um Rosendahl eine deutsche Beteiligung mit „erfahrenen Zeppelinern" suchen.

Selbstverständlich wird das Luftschiff niemals Flugzeug, Schiff und Hubschrauber verdrängen. Es ist aber in der Lage, die Lücken zu schließen, die zwischen diesen Beförderungsmitteln bestehen. Zusammenfassend kann festgestellt werden, daß das Luftschiff als spezielles Transport- sowie als Forschungsmittel seine Perspektive hat. Ob es darüber hinaus als Mittelding zwischen Schiff und Flugzeug zur Passagierbeförderung wieder in Mode kommt, bleibt abzuwarten. Einige sehr reale Gründe sprechen allerdings auch dafür.

Text Wolfgang Winkler / Fotos Archiv



Ziolkowski: „Baut ein Luftschiff aus Silber, und es wird 100 Prozent Reingewinn abwerfen. Sogar ein Luftschiff aus Dukatengold liefert einen angemessenen Gewinn."



Der einseitig ausgeklinkte Bohrturm wird im „Rückwärtsgang" hochgezogen.

Quellen:
„Die Presse der Sowjetunion", Baborsky: „Vom Schwingenflügler zum Raketenflugzeug", „Urania", „SZ", „Aero-Sport", „hobby", Munzinger Archiv, „Jugend und Technik", „Wissenschaft und Fortschritt".

sportbrief

Bald ist es soweit! Bald! Bald!

Von Heinz Florian Oertel

Das größte Sportspektakel des Jahres nähert sich wie eine Gewitterfront. Die Blitze am Horizont zucken energischer. Das Grollen rückt heran. Der Lärm wird unüberhörbar, und er wird in den kommenden Wochen den Fans von Rio bis Moskau, von Madrid bis Budapest derart in den Ohren dröhnen, daß nervliche Zustände von Kopfschmerzen bis Schlaflosigkeit möglicherweise noch die harmlosesten Auswirkungen sind. Schon immer war das Fußballfieber die heftigste und hartnäckigste unter allen Sportkrankheiten. Doch kommt die Weltmeisterschaft, dann darf getrost von einer Epidemie gesprochen werden. Vorsicht also im Juli!

Schlaue Ehefrauen fahren am besten allein in den Urlaub. Bräute müssen sich darauf gefaßt machen, drei Wochen lang nur „Nummer 2" zu sein ...

gen ledig, die beispielsweise Ungarns Fans noch mächtig plagen werden. Das ist eine solche Stelle, wo das Schlechte auch sein Gutes zeigt ...

Aber, wer wird den Vogel der WM abschießen?

Viele sind es, die immer noch dem zweifachen Weltmeister Brasilien die allerersten Weltmeisterchancen zubilligen. Auch auf die Gefahr hin, einen Fehltip zu leisten; ich weiß nicht ... Haben die Peles tatsächlich noch das Können von Schweden und Chile, von 1958 und 1962 zu zeigen? Ich glaube nicht, einige der Großen von damals sind nicht mehr dabei. Garrincha, der Außenstürmer mit den X-O-Beinen, war zu lange schwer verletzt, um noch seine alte Gefährlichkeit ins Feld führen zu können. Und selbst an dem Weltfußballer Nummer 1, Pele, dürfte der Zahn der Zeit nicht vergeblich genagt haben. Hinzu kommt: Auch die Brasils mußten voller Schrecken feststellen: Der Nachwuchs hat nicht die gleiche Güte, oder, noch nicht ...

Das bestärkt meine Vermutung: Die Rasenkünstler aus São Paulo und Rio werden wieder zu den Favoriten zählen, sie werden aber nicht der Favorit sein!

Alle anderen Gäste aus Übersee darf man getrost – so lehrte es die Erfahrung – niedriger als die Brasilianer einrangieren. So bleiben unsere europäischen Teams, von denen zweifellos die meisten seit dem Championat in Chile erhebliche Fortschritte machten. Ich denke dabei an solche Außenseiter wie Bulgarien, Portugal und die Schweiz, aber auch an die nun gefestigteren Ländermannschaften Spaniens und Italiens. Alle sind gut genug, ganz weit vorn zu landen.

Das gilt auch besonders für die westdeutsche Auswahl, die wohl die Krise vergangener Jahre überwunden hat und mit einem starken Aufgebot in England zur Stelle ist. Das trifft ebenso auf die sowjetische Auswahl zu, die zwar bei den vorausgegangenen Probespielen keinen besonderen Eindruck hinterließ, aber sicher Steigerungsmöglichkeiten besitzt. Und das bezieht sich vor allen Dingen auf den Gastgeber und Wembley-Hausherrn England. Alf Ramsey, der Team-Manager, hatte bis hierher keinen leichten Stand. Jeder und jedermann wußte es besser; ein besonderes Merkmal dieses Sports, der Fußballspiel heißt, aber von den meisten mit dem Mund erledigt wird ... Ramseys Nervenkraft dürfte mittlerweile Weltraumfahrerformat erreicht haben. Er hat jedenfalls das Hü und Hott überstanden. Mancher seiner Kollegen blieb dagegen schon im Vorfeld der großen Kickerschlacht weidwund auf der Strecke.

Kurzum: England in England zählt zu den Favoriten. Zu den größten. Sollte es nicht so sein, dann „armes England", streikdurchschüttelt; das öffentliche Leben könnte tagelang zur Trauerruhe kommen ... Doch noch hofft und tröstet sich Old Englands Fußballfamilie mit dem tapferen, wenngleich auch nicht fußballkickenden Hamlet: „I scent the morning air" – und wittert Morgenluft!

Doch ich fürchte, es sind zu viele, die diesmal die Nasen in den Morgen stecken. Die Zeit der einsamen Favoriten ist auch hier, beim größten Weltspektakel des Sportes, vorbei. Viel ist möglich. Für einseitige Fanatiker, die Fußball leider wie kein anderes Spiel gebiert, viel zuviel ...

Auf denn! Frisch gekickt, gestürmt, geriegelt und getreten! Doch vielleicht und hoffentlich erinnern sich Akteure und Betrachter außer an Pele und Schnellinger, Charlton und Bene, Gento und Mazzola, Jaschin und Eusebio auch an einen Inselbriten, dessen Name in keiner Mannschaftsaufstellung steht, weil er sein Leben schon lange vor Fußballs Zeiten verhauchte. Immerhin erteilte dieser Georg Sevile Halifax schon im siebzehnten Jahrhundert eine Lehre, die auch heute noch für Fußballer und Fans Gültigkeit zu haben scheint: Wo es an Vernunft fehlt, fehlt es an allem!

Tatsächlich!

Fotos: Archiv (2), Zentralbild

Endspielort Wembleystadion. Experten tippen: Brasilien, England oder Sowjetunion im Finale.

Barótis Truppe. Warf uns aus dem Rennen, ist aber noch nicht wieder die Mannschaft, die 1954 im Endspiel stand. Wie weit werden die Ungarn diesmal kommen?

Da die Fußballanhänger 1966 ihr Fest gar im sogenannten „Mutterland des Fußballsports" serviert bekommen, wird der Schlachtenlärm besonders laut von Dover nach Calais dringen, und Rundfunk und Fernsehen sind für einige Zeit die Programmsorgen der Saurengurkenzeit los. Alles Schlechte hat sein Gutes und umgekehrt. Doch wer will bei solchem Massengaudi Richter darüber sein, wo das Gute aufhört und das Schlechte anfängt? Um Himmels willen! Die Robe paßt mir nicht. Zum Glück.

Versuchen wir fernab von sommerlichen Hitze- und Fußballfanatikerkollern dem Ereignis streng sachlich zu Leibe zu rücken. 16 Mannschaften treffen sich auf der britischen Insel, und nach den Vorrunden-Gruppenspielen „jeder gegen jeden" tritt das Turnier der Nerven und Strapazen in das Hochdruckstadium der K.-o.-Spiele ein. Wer wird dann noch dabeisein?

Das „Herrliche" an allen Prognosen ist: Wir brauchen unsere Mannschaft, unsere Wünsche und Leidenschaften nicht zu berücksichtigen. Da uns Ungarn eliminierte, sind wir nun aller Sorgen ledig, die beispielsweise Ungarns Fans noch mächtig plagen werden. Das ist eine solche Stelle, wo das Schlechte auch sein Gutes zeigt ...

Ist König Pele noch König? Der fünfundzwanzigjährige, inzwischen verheiratete Edson Arantes do Nascimento – hier beim „Training" im Amsterdamer Hilton-Hotel – hat in England gegen schärfste Konkurrenz seinen Titel als weltbester Fußballspieler zu verteidigen.

▽

»Siebzehn Jahr', blondes Haar...«

Wir suchen ein

natürliches Mädchen

für den Film „Meine Freundin Sybille".

Bewerberinnen zwischen 17 und 20 Jahren stellen sich bitte am **Freitag, dem 13. 5. 1966, zwischen 14.00 und 19.00 Uhr im KREISKULTURHAUS „ERICH WEINERT", Berlin-Pankow,** Breite Straße 43a, vor.

VEB DEFA STUDIO FÜR SPIELFILME KAG „Berlin"

MANFRED HEIDEL UND HORST E. SCHULZE SUCHTEN MIT

So etwa, natürlich in Aussehen und Charakter noch konkreter, sind die Vorstellungen Rudi Strahls und Wolfgang Luderers von der künftigen Hauptdarstellerin einer heiteren Filmgeschichte um eine Touristengruppe. Nachdem Schauspiel- und Ballettschulen durchforscht und einige „Straßenbekanntschaften" geschlossen waren, versuchte man wieder einmal den Weg über die Annonce. Zwei Berliner Tageszeitungen brachten den Aufruf und damit 124 Mädchen auf die Beine. Zum Teil lockte die Neugierde nach Pankow, aber auch die ganz kleine Hoffnung, es einer Angelica Domröse oder Annekatrin Bürger nachzutun. Im Garten des Kulturhauses überprüfte man noch einmal das eigene Aussehen, schminkte und putzte sich auf „noch natürlicher" und schaute sich unter den Konkurrentinnen um. „Ob die Schwarze da mehr Chancen hat? Egal, versuchen wir's!" Das Herz in beide Hände genommen („Wenn man nur wüßte, wie sich die Filmleute ihre Hauptdarstellerin vorstellen? Man könnte dann ja..."), und schließlich die paar Treppenstufen hoch.

„Guten Tag, mit wem sprechen wir?"
124mal stellt Regieassistent Roland Oehme diese Frage. 124mal kommt die Antwort, leise, keß, zaghaft, selbstsicher. Von der Kabellegerin, die von ihrer Brigade delegiert wurde („Wissen Sie, ich mache bei uns immer Ulk."), über die zahnärztliche Helferin aus Dresden, die bei ihrem Berlinbesuch die Annonce las („Sie nehmen mich ja doch nicht, ich habe keine hübschen Beine." – „Deshalb die lange Hose?" – „Ja."), bis zur Physiklaborantin („Ich bin nur auf Grund einer Wette hier.") reichte die Palette der vielfältigsten Berufe. Nach einigen Minuten der Unterhaltung verlieren auch zurückhaltende junge Damen ihr Lampenfieber. Die meisten haben sich schon einmal in einer Laienspielgruppe versucht, andere wollten schon immer zum Film oder zum Theater. („Aber erst wenn ich mit meiner eigentlichen Berufsausbildung fertig bin.") Eine Oberschülerin begründet ihr Kommen mit der Feststellung: „Ich wollte mal zum Zirkus, und da dachte ich, vielleicht geht es über die DEFA."
Der Klubhausleiter macht die DEFA-Leute auf ein junges Mädchen aufmerksam, das am Gartenrand dem Treiben zuschaut. Ein zierliches Persönchen, adrett gekleidet, lieblich anzusehen. Nur mit Mühe läßt sie sich vom Aufnahmeleiter dazu überreden, der Kommission vorgestellt zu werden. „Ich will zum Film, ja, aber nicht vor, sondern hinter die Kamera!" Dem Mädchen kann geholfen werden. Der Vertreter der Filmhochschule, der sich den DEFA-Leuten angeschlossen hat, gibt Ratschläge für die Aufnahmebedingungen und notiert Name und Adresse. Die kleinen Enttäuschungen, daß es nun diesmal nichts mit der großen Rolle wird, werden von Roland Oehme liebe- und taktvoll fortgewischt. Langsam bekommt man den Eindruck, in einer Beratungsstelle für junge Mädchen zu sein. Erfreulich die sicheren Antworten der jungen Damen auf die Fragen nach Berufszielen. Bis auf zwei kennen alle den genauen Weg. Gabriele, ein Maurerlehrling, der einmal Statiker werden möchte, darf mit neun anderen den nächsten Schritt tun: zum Fotografen und zur Produktionssekretärin. „Ich will aber nicht Schauspielerin werden", gesteht sie in ihrer frischen Art. Mit

Zunächst noch Zaungäste.
Schließlich muß man doch vorher wissen,
was die Leute von der DEFA
alles verlangen . . .

124mal stellte Regieassistent Oehme (rechts)
seine Fragen.
Auch dieses Mädchen möchte gern zum Film,
aber „hinter die Kamera".

ihren sechzehneinhalb Jahren hat sie genaue Vorstellungen von ihrem Berufsziel. „Sehen Sie, im Bauwesen entscheidet allein meine Leistung über meinen Erfolg, da bin ich nicht abhängig davon, ob ich diesen oder jenen Leuten gefalle." Diesen einen Film würde sie mal mitmachen, aber nur, „wenn ich nicht zuviel Zeit meiner Lehre versäume".

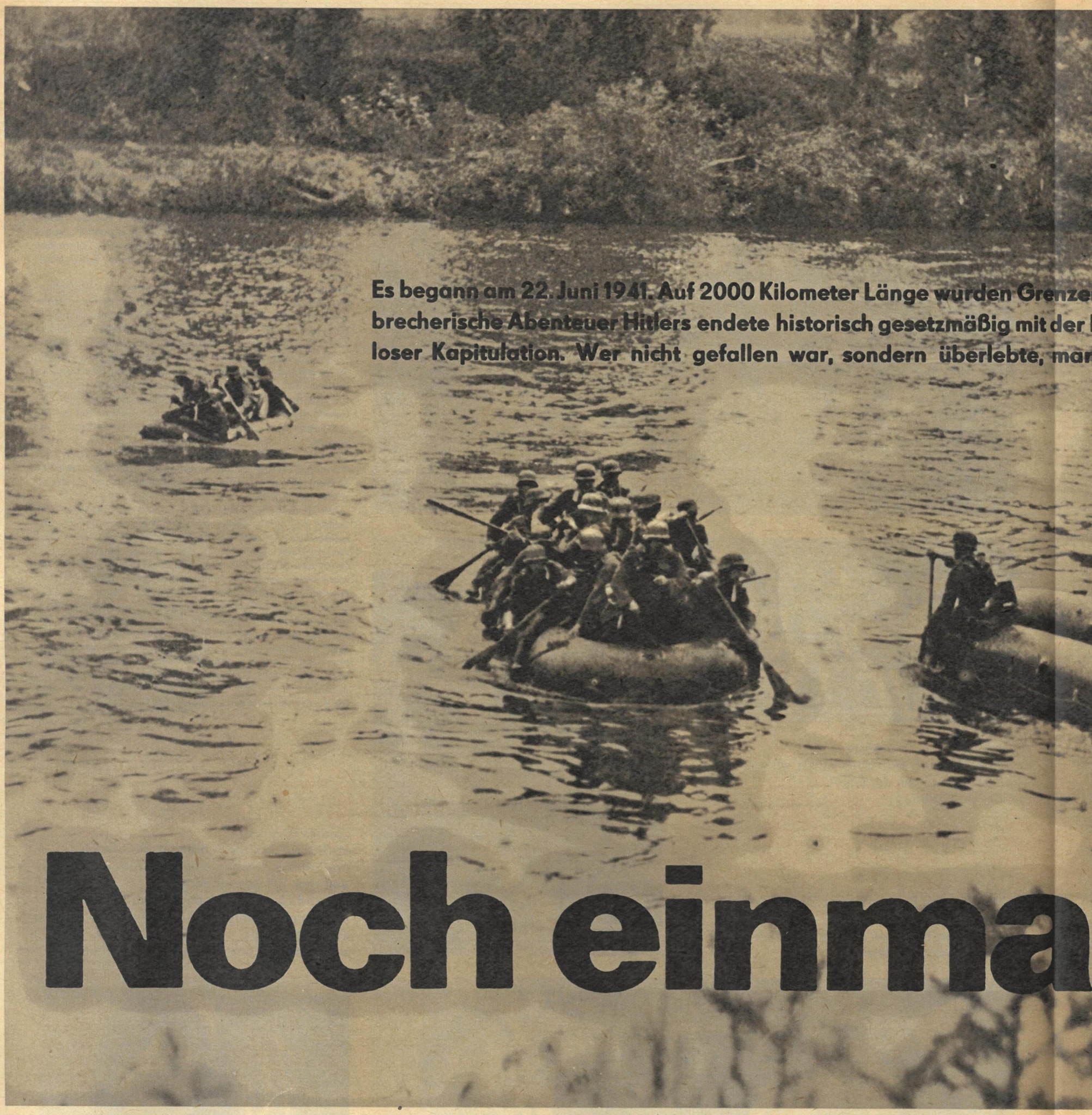
Unwillkürlich stelle ich gegen Abend Vergleiche zu ähnlichen Aktionen der DEFA vor acht Jahren an. Die heute Siebzehn- bis Zwanzigjährigen verdienen ein Kompliment! Träumereien, die wie Seifenblasen platzen, sind offensichtlich nicht mehr eingeplant. Erst einen sicheren Beruf, dann kann man sich zu Film und Bühne wagen. Keine will ihren begonnenen Weg sofort ändern, selbst nicht für eine Hauptrolle. „Was käme danach?" fragte Hella die Filmleute. „Wie viele aufgehende Sternchen sind wieder verschwunden. Da ist mir mein Beruf sicherer."

Roland Oehme ist über dieses Ergebnis der Vorstellungen selbst erstaunt: „Meine Kollegen, die das vor Jahren gemacht haben, warnten mich. Es gäbe Traumvorstellungen vom Beruf des Schauspielers, unreale Gedanken über Arbeitszeit und Verdienst. In meinen heutigen Unterhaltungen habe ich davon nichts entdecken können, im Gegenteil. Die Ursachen? Ich würde die Erziehung an unseren Schulen nennen, die vielen Möglichkeiten, attraktive Berufe zu erlernen, Berufe, die mehr ausfüllen, als immer nur kleine Rollen spielen zu müssen. Sie wollen erst etwas sein, ehe sie sich in einem ‚Traumberuf' versuchen."

„Warum eigentlich gehen Sie diesen Weg über eine Annonce? Wäre es nicht einfacher, den Typ, den Sie suchen, auf der Straße, in den Betrieben, an Ausflugszielen zu finden?"

„Das ist eine Möglichkeit, die aber auch ihre negativen Seiten hat. Bei unserem heutigen Versuch trafen wir die Interessierten – eine nicht gerade umwerfende Zahl, aber vielleicht liegt auch das an der heutigen Einstellung zum Beruf des Schauspielers –, hier lernten wir in einer von vornherein geklärten Atmosphäre die jungen Mädchen kennen und hatten Zeit, mehr über sie zu erfahren. Unsere Hauptdarstellerin soll ja nicht nur hübsch, natürlich und charmant sein, sie muß auch eine bestimmte Vorstellung vom Leben mitbringen. Vielleicht ist unter den zehn Mädchen, die wir heute notierten und fotografierten, nicht u n s e r e Hauptdarstellerin dabei, aber vielleicht d i e ideale Darstellerin für einen anderen Film. So gesehen, scheint mir unser Versuch legitim zu sein und für beide Seiten nicht uninteressant."

„Sicher ist sicher",
dachte die blonde Schönheit (Bild links)
und brachte als Begleitschutz ihren Freund mit.
Von den 124 Bewerberinnen
(Roland Oehme: „Ich bin erstaunt
über ihre vernünftigen Ansichten")
kamen am Ende
zehn vor die Kamera des Filmfotografen.



Es begann am 22. Juni 1941. Auf 2000 Kilometer Länge wurden Grenze
brecherische Abenteuer Hitlers endete historisch gesetzmäßig mit der
loser Kapitulation. Wer nicht gefallen war, sondern überlebte, mar

Noch einma

Ein Vierteljahrhundert ist seit dem 22. Juni 1941 vergangen, an dem Hitlers Wehrmacht im Morgengrauen über den Bug setzte und sowjetisches Land überfiel. Dieser Anfang vom Ende der faschistischen Eroberungskriege scheint in Idar-Oberstein im Hunsrück – und nicht nur da – vergessen zu sein. Der Kommandeur des dort stationierten Panzerartillerieaufklärungsbataillons, Oberstleutnant Leggewie, ließ sich bei einer Rekrutenvereidigung so aus: „Es waren immer wieder gerade unsere Vorfahren, die dem Eroberungsansturm aus dem Osten, der vor Jahrhunderten von Hunnen, Ungarn oder Türken vorgetragen wurde, mutig entgegentraten – und damit die Völker Europas vor Knechtschaft und Untergang bewahrten; dies war und ist auch heute unsere Aufgabe in Europa. An der Seite unserer Verbündeten stehen wir Gewehr bei Fuß bereit, diesen ‚heiligen Krieg' auf uns zu nehmen."

Kriegsminister Kai-Uwe von Hassel wird mit der „Ansprache" des Panzermannes Leggewie zufrieden sein, obwohl er selbst die Aufgaben der „Gewehr-bei-Fuß-Steher" etwas genauer formuliert: „Unsere Gebietsforderungen gehen bis weit hinter die Oder-Neiße-Linie. Wir wollen die alten deutschen Herrschaftsgebiete wiederhaben. Das Jahr 2000 darf nicht zum 83. Jahr der Oktoberrevolution in der Welt werden."

Solch eine offene Unverschämtheit kann sich der Bonner Revanchistenklüngel vorerst noch nicht jeden Tag leisten. Herr Barzel, der Vorsitzende der Bonner CDU-Bundestagsfraktion, formulierte Hassels Gedanken auf dem CDU-Parteitag im März 1965 etwas vorsichtiger, als er „sanft" erklärte: „Wir können nicht so tun, als gehe uns das Schicksal der Völker Ost- und Mitteleuropas nichts an. Die Bundesrepublik ist diesen Völkern verpflichtet und darf sich mit den von den Kommunisten geschaffenen Tatsachen nicht abfinden. Um so besser ist es, daß unsere Bundeswehr inzwischen eine der besten Armeen der Welt geworden ist."

Der westdeutsche Regierungschef Ludwig Erhard liebt es aus taktischen Gründen, von der „Bedrohung aus dem Osten" zu sprechen und damit die 70 Milliarden Mark für Aufrüstung des Haushaltjahres 1966 (!) zu „rechtfertigen", obwohl sein Vorgänger Adenauer die These von der „Bedrohung" aus dem Osten auf dem letzten CDU-Parteitag abgeschworen hat. Nun gilt die Sorge der Bonner Revanchisten nicht nur der „Freiheit der Ost- und Mitteleuropäer", sondern zunächst vor allem den Bewohnern der „Zone". Hier hat es „Freiheitsbringer" Erhard besonders eilig: „Es darf nicht vergessen werden, daß siebzehn Millionen Deutsche in einem kommunistischen Gewaltstaat versklavt wer-

Grenzen plötzlich zur Front. Das ver-
mit der Niederlage und bedingungs-
te, marschierte in Gefangenschaft.

al?

den!" orakelte er vor einem Jahr und fügte hinzu: „Die Deutschen in der Zone können nicht noch zwanzig bis dreißig Jahre warten."

Nun mußten sich die ungeduldigen Politiker in Bonn allerdings vor fünf Jahren von ihren Generalstäblern sagen lassen: „Ohne den Besitz der Atomwaffe ist nicht daran zu denken, daß Deutschland in seinen geschichtlichen und nationalen Grenzen wiederhergestellt werden kann."

Inzwischen wurde mit den Amerikanern nach Herzenslust gefeilscht, um an die Atombombe heranzukommen, die man weit über den Bug bis nach Moskau schießen möchte: „Wenn der Westen will . . ." So betitelt der CDU-Bundestagsabgeordnete Freiherr von und zu Guttenberg ein Buch, das er auch „Plädoyer für eine mutige Politik" nennt. Lesen wir, was der Busenfreund des Herrn Strauß als „mutige Politik" betrachtet: „Alles steht zur Verfügung, um den Sieg der Freiheit sicherzustellen: Ideen, Menschen, Kenntnisse, Güter und Waffen. Es kommt darauf an, all dies zur rechten Zeit, auf dem rechten Weg und zum rechten Ziel anzuwenden. Die Waage wird sich zugunsten der Freiheit neigen – wenn der Westen will."

Der adlige Vertreter der christlichen Notstandspartei, der den geplanten neuen Raubkrieg zum Freiheitskampf umzulügen versucht, mußte sich samt seinen Komplicen von Strauß bis Hassel kürzlich im Hamburger „Stern" von dem bekannten Publizisten Sebastian Haffner folgende für die Revanchisten gewiß bittere Wahrheit sagen lassen: „Im übrigen bedroht niemand die Bundesrepublik mit Invasion, und niemand will etwas von ihr. Wenn irgend etwas ihre Sicherheit gefährdet, sind es ihre eigenen ständigen Forderungen nach Liquidierung der DDR und Rückverschiebung Polens, die . . . natürlich als ständige Herausforderung zu einem Revanchematch für den verlorenen zweiten Weltkrieg aufgefaßt werden."

Freilich, die zukünftigen Ostlandreiter wollen nicht auf die Stimmen der Vernünftigen hören. Deshalb wohl berichtet die in Hamburg erscheinende „Welt" unbekümmert, daß die westdeutschen Starfighter als erstes die DDR „anzufliegen" haben – wenn der „Tag X" kommt: „Jeder Flugzeugführer kennt das erste feindliche Ziel östlich des Eisernen Vorhangs."

Vor 25 Jahren überfiel die faschistische Wehrmacht die Sowjetunion. Die kleine und unvollständige Auswahl von Äußerungen westdeutscher Politiker macht deutlich, wie notwendig es für die Arbeiterklasse in beiden deutschen Staaten ist, wachsam zu sein. Die Unbelehrbaren in Bonn mögen wissen, daß wir in der DDR aus dem 22. Juni 1941 gelernt haben.

Dokumentation: Willy Forner / Fotos: Archiv

Am 29. September 1935 werden in der nahe dem schottischen Kurort Moffat gelegenen Linnschlucht mehrere mit Zeitungspapier und blutiger Wäsche umhüllte Pakete entdeckt. Ihr Inhalt: die zerstückelten Überreste von zwei weiblichen Leichen. In mühevoller Arbeit gelingt es den Gerichtsmedizinern, durch ihre Untersuchungen den kriminalpolizeilichen Ermittlungen die genaue Richtung zu weisen. Seit Mitte September werden die Ehefrau des Arztes Dr. Ruxton aus Lancaster sowie das bei ihnen angestellte Kindermädchen, Miss Rogerson, vermißt. Ruxton hatte bisher jedem, der ihn nach seiner Frau fragte, einen anderen Grund für ihr plötzliches Verschwinden genannt.

Niemand stellte weitere Fragen. Nur die Putzfrauen im Hause Ruxton wunderten sich über einige merkwürdige Dinge.
Sie wunderten sich, daß das Badezimmer und das Zimmer von Frau Ruxton tagelang verschlossen blieben.
Sie wunderten sich, daß Ruxton eines Nachmittags wegfuhr und erst am nächsten Morgen mit einem völlig verschmutzten Wagen zurückkehrte, unrasiert und übernächtig.
Sie wunderten sich, daß Ruxton während mehrerer Tage auf dem Hof benzingetränkte Lumpen verbrannte. Daß der Läufer auf der Treppe und einige Teppiche voller Blutflecken waren. Und daß im Mülleimer ein blutiges Kleid lag, das das Kindermädchen, Miss Rogerson, noch in der vergangenen Woche getragen hatte.
Eine Putzfrau wunderte sich auch, daß Ruxton ihr einen seiner Anzüge schenkte. Als sie ihn zu Hause auspackte, sah sie, daß er über und über blutverschmiert war.
Einen Tag später erschien Ruxton bei ihr. Erregt verlangte er den Anzug zurück. Aber schließlich begnügte er sich damit, daß die Frau sein Namensschild aus dem Jackett heraustrennte und den Anzug behielt.
Nun überprüfte die Polizei Ruxtons Handlungen und Verhalten während jener kritischen Tage Mitte September. Dabei kam aber nicht viel heraus.
Eine Unfallmeldung auf dem Routineweg brachte dann die Wendung. In der Nähe des Fundortes der Leichenteile war ein Radfahrer verunglückt. Ein Auto hatte ihn angefahren. Er war gestürzt und hatte sich dabei verletzt, zugleich sich aber noch die Nummer des davonfahrenden Wagens gemerkt.
Die Polizei stellte fest, daß es sich bei diesem Wagen um einen Mietwagen handelte. Der Vermieter gab an, diesen Wagen in der fraglichen Nacht an einen Dr. Ruxton vermietet zu haben.
Es war also erwiesen, daß Dr. Ruxton nach dem Verschwinden seiner Frau mit einem gemieteten Kraftwagen bis nach Schottland gefahren und in der Nähe der Linnschlucht gesehen worden war.
Diese Tatsache und die Aussagen des Dienstpersonals über die Blutspuren im Hause genügten, um Ruxton zu verhaften. Er leugnete, seine Frau und das Kindermädchen getötet und ihre Leichen beiseite geschafft zu haben.
Der Staatsanwalt ging von der Annahme aus, daß man zuerst einmal Ruxton der Lüge überführen mußte, wenn er behauptete, seine Frau habe ihn verlassen.
Die Anklage hatte also nachzuweisen, daß Frau Ruxton und Miss Rogerson tot und mit den beiden zerstückelten Leichen identisch waren.
Solange das nicht bewiesen werden konnte, blieb Ruxton einfach dabei, frech zu leugnen. Er behauptete nämlich nach wie vor, seine Frau habe ihn zwar verlassen, sei aber noch am Leben und halte sich irgendwo verborgen.

Erdrückende Beweise

Wieder waren es die medizinischen Experten, die als einzige in der Lage waren, Ruxtons Behauptung zu widerlegen.
Die weiteren Untersuchungen, um die die Staatsanwaltschaft Professor Sidney Smith bat, hatten nun ein fest umrissenes Ziel: Waren die aufgefundenen Leichenteile mit den beiden verschwundenen Frauen identisch?
Sidney Smith hatte es jetzt leichter als im ersten Stadium seiner Untersuchung, denn man war sich ja bereits ziemlich sicher, wer die beiden Toten waren. Und von diesen zwei Frauen wußte man auch recht genau, wie groß sie gewesen waren, welchen Körperbau sie hatten, welche Schuhgröße. Und von ihnen gab es Fotos. Sie sollten das wichtigste Mittel für die Identifizierung werden.
Zuerst stellte Sidney Smith fest, daß die geschätzten Maße und Zahlen mit den wirklichen Maßen, dem Alter usw. annähernd übereinstimmten. Aber Alter, Körpergröße und Schuhnummer allein genügten nicht; den entscheidenden Beweis lieferte erst der Vergleich zwischen Schädel und Porträtfoto.
Zuerst ließ Sidney Smith eine Porträtaufnahme von Frau Ruxton auf Lebensgröße reproduzieren. Sein Kollege Professor Brash zog die charakteristischen Umrißlinien auf dem Foto mit Tusche aus und übertrug sie auf durchsichtiges Zeichenpapier. Dann wurde der von den Weichteilen befreite Schädel, den man für den von Frau Ruxton hielt, in eine Stellung gebracht, die der Kopfhaltung auf dem Foto entsprach. Der Schädel wurde in Lebensgröße fotografiert.
Auch die bestimmenden Umrißlinien des Schädels übertrug Brash auf durchsichtiges Papier.
Als nächstes markierte er auf jeder der beiden Zeichnungen zwei Punkte: Nasion (Nasenwurzel) und Prosthion (unterer Rand des Oberkiefers). Die durchsichtigen Umrisse von Schädel und Porträt wurden nach Maßgabe der beiden Markierungen übereinandergelegt. Es zeigte sich, daß sie deckungsgleich waren.
Genauso verfuhr Brash mit Schädel- und Porträtfoto von Mary Rogerson.
Die Gegenprobe – der Vergleich zwischen Rogersons Porträtfoto und Mrs. Ruxtons Schädelaufnahme und umgekehrt – ergab starke Abweichungen. So kam Professor Brash zu folgendem Gutachten:
„Da beim Vergleich von Schädel Nummer 1 und dem Porträt von Mrs. Ruxton und von Schädel Nummer 2 mit dem Porträt von Miß Rogerson die Übereinstimmung der charakteristischen Maße von Schädel und Porträt so groß ist, wie ich erwarten würde, wenn mir Schädel und Porträt einer bekannten Person zu dem gleichen Versuche übergeben worden wären . . ., so ist auch nach meiner Ansicht klargestellt, daß Schädel Nummer 1 der von Mrs. Ruxton und Schädel Nummer 2 der von Mary Rogerson sein dürfte."
Das war ein entscheidender Beweis gegen Ruxton. Seine Behauptung, seine Frau habe ihn verlassen, konnte nicht stimmen, denn seine Frau war tot, war ermordet worden.
Doch der Verteidiger ließ später diesen Beweis nicht gelten. Er sagte: „Zugegeben, Mrs. Ruxton ist ermordet worden. Aber damit ist doch noch lange nicht bewiesen, daß das ihr Mann getan haben müsse. Jeder beliebige andere kann ebensogut der Mörder von Mrs. Ruxton sein!"
Der gerichtsmedizinische Identitätsbeweis allein, so wichtig er auch für einen Teil der Beweisführung war, genügte also noch nicht, die Schuld Ruxtons festzustellen. Das war erst durch einige weitere Indizien möglich, die die Kriminalpolizei zusammengetragen hatte.
Das wichtigste mutet an wie ein Indiz aus einer klassischen Detektivgeschichte: drei Stoff-Fäden.
Es ist schon erwähnt worden, daß die einzelnen Leichenteile in Zeitungen, in Stoff oder Wäschestücke gewickelt worden waren. Unter anderem war dafür ein Stück Leinentuch benutzt worden, das zweifellos von einem Bettlaken abgerissen war. Bei der Hausdurchsuchung nach Ruxtons Verhaftung fand die Polizei ein leinenes Betttuch, von dem ein breiter Streifen fehlte. Der als Verpackungsmaterial benutzte Streifen und der Rest des beschlagnahmten Bettuchs wurden der webereitechnischen Versuchsanstalt in Manchester eingeschickt. Dort stellte man fest, daß der Streifen von dem aufgefundenen Bettuch stammte. Beide Teile enthielten nämlich einen gleichen Webfehler, der nur an einem bestimmten Webstuhl in einem ganz bestimmten Augenblick aufgetreten war.
Damit war bewiesen, daß Frau Ruxton im eigenen Hause getötet und zerstückelt und daß ein Teil ihres Leichnams in einen Streifen Leinentuchs aus ihrem eigenen Bett gewickelt worden war.
Das war das stärkste Indiz. Andere kamen hinzu, besonders eines, das auch im Fall des Dr. Petiot eine Rolle spielte: Die Zerstückelung der Toten war von einem anatomisch erfahrenen Fachmann vorgenommen worden.
Ferner hatten die Gerichtsmediziner festgestellt, daß an den Leichen alle individuellen Merkmale, die eine Identifizierung erleichtern konnten, entfernt worden waren.
Der Mörder hatte nicht nur die Augen, die Weichteile des Gesichts und einige Muttermale beseitigt, sondern auch Veränderungen im Zahnbestand vorgenommen. Aber das alles hatte ihm nichts genützt. Die Toten konnten identifiziert werden. Die übrigen Indizien sprachen gegen Ruxton, und wenn er auch bis zum Schluß leugnete – der Schuldspruch der Geschworenen fußte auf sicheren Beweisen.
Ruxton wurde hingerichtet.
Was aber hatte es mit dem geheimnisvollen Zyklopenauge auf sich?
Im Prozeß selbst spielte es keine Rolle. Man nimmt an, daß es ein tierisches Zyklopenauge war, das sich in Ruxtons Sammlung anatomischer Präparate befunden hatte. In früherer Zeit hatte sich Ruxton nämlich mit augenheilkundlichen Spezialstudien beschäftigt. Das Zyklopenauge war in Formalinlösung konserviert worden. Formalin hatte Ruxton aber nachweislich bei der Beseitigung der Leichen gebraucht.
Vielleicht war sein Vorrat zu Ende gewesen, und er hatte sich des Formalins auch aus jenem anatomischen Präparat bedient, so daß das Zyklopenauge zufällig in die Pakete geraten war.
Der Fall Ruxton zeigt in fast klassischer Art, wie sich kriminalpolizeiliche Arbeit und gerichtsmedizinische Beweise gegenseitig ergänzten und damit überzeugend zur Wahrheitsfindung beitrugen.

Mit einer Pistolenkugel im Kopf weitergelebt (Röntgenaufnahme).

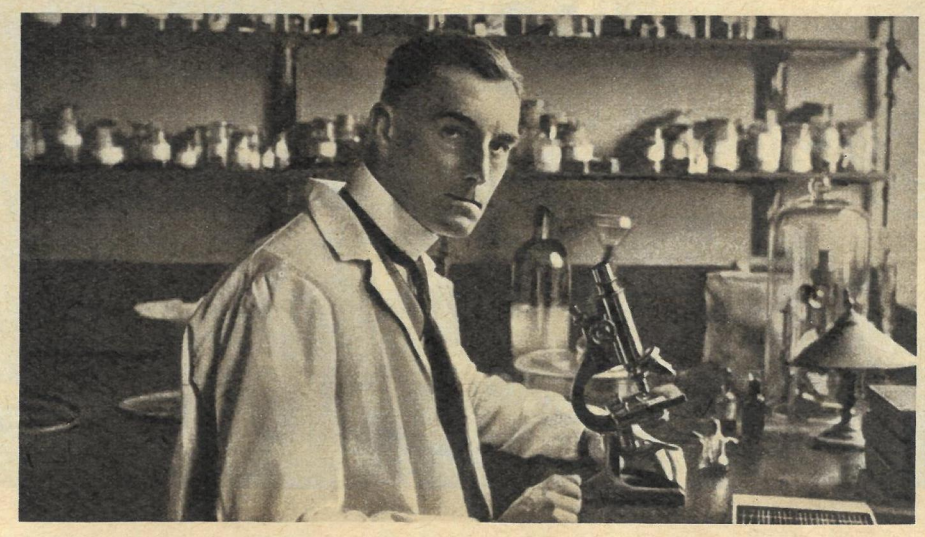
Eine Kugel im Kopf

An einem Apriltag des Jahres 1950 erfuhr der Teisnacher Landpolizist, eine Frau aus diesem oberfränkischen Dorf habe sich in die Hand geschossen.
Genaues wußte man nicht. Ein Schuß war gehört worden, Lärm, aber die Verletzte selbst hatte sich noch nicht draußen gezeigt.
Als der Landpolizist die Wohnung der dreiundfünfzigjährigen Arbeiterfrau betrat, wusch sie gerade das schmutzige Geschirr auf. Befragt, ob sie sich wirklich mit einer Pistole in die Hand geschossen habe, wie die Leute erzählten, zeigte sie auf ihre Schläfe.
Am Haaransatz sah der Polizist eine verkrustete Wunde.
„Sie haben sich in den Kopf geschossen?" fragte er mehr verblüfft als erschrocken.
Die Frau nickte. „Mit dem da", sagte sie und zog eine Pistole aus der Schublade, Kaliber 6,35. Der Polizist roch an der Mündung. Es stimmte; ein Schuß war aus dieser Waffe abgefeuert worden.
„Und wo ist die Kugel?" fragte er.
„Da drin", erwiderte die Frau und zeigte wieder auf ihren Kopf.
Tatsächlich gab es keine Austrittswunde. Das Projektil mußte sich noch im Schädel befinden.
Später demonstrierte die Frau der Kriminalpolizei genau, wie sich ihr Selbstmordversuch abgespielt hatte: Im Bett sitzend – in Abwesenheit ihres Mannes, den sie mit krankhafter Eifersucht verfolgte – hatte

sie den Lauf der Pistole, mit Schußrichtung auf den Hinterkopf, an die Schläfe gehalten und abgedrückt.
Am nächsten Morgen hatte sich die Frau erhoben und war an ihre Arbeit gegangen, als ob nichts gewesen wäre. Ihr Mann sah Blut auf der Bettdecke, er entdeckte auch die Pistole und die ausgeworfene Hülse, lief sofort zu Schwester und Schwager, aber die Frau erklärte allen, es wäre doch nichts weiter passiert, sie fühle sich auch ganz wohl. So verrichtete sie tagelang ihre Hausarbeit – mit einer Pistolenkugel im Kopf.
Die Röntgenaufnahme machte den Sitz des Projektils sichtbar; es steckte im Hinterhaupthirn und zeigte mit seiner Spitze nach dem Schädelgrund. Eine Operation war unmöglich. Die Frau wurde entlassen und ging wieder an ihre Arbeit.
Das ist nicht der einzige erstaunliche Fall, daß ein Mensch, der sich das Leben nehmen wollte, trotz einer schweren Verletzung am Leben blieb. Der Gerichtsmediziner Sidney Smith berichtet von einem Mann, der sich einen zehn Zentimeter langen Nagel durch die Stirn ins Gehirn trieb. Der Nagel wurde in einer äußerst langwierigen und komplizierten Operation entfernt. Der Mann erholte sich wieder.
Öfter begegnen die Gerichtsärzte ungewöhnlichen und höchst zweifelhaften Todesfällen: Schnitte in den Hals, Verbrennungen, Beilhiebe auf den Kopf. Und immer wieder stehen die medizinischen Sachverständigen dann vor der Frage: Ist das nun ein Selbstmord oder ein Mord? Oder ein Unfall?
Denn von der richtigen Beantwortung dieser Frage hängt ja sehr viel ab. Bei einem Unfall können Versicherungsansprüche geltend gemacht werden. Es kann, wenn Verschulden Dritter vorliegt, eine polizeiliche oder gerichtliche Untersuchung notwendig sein.
Nicht immer aber ist es auf den ersten Blick möglich, festzustellen, ob ein Mensch, der eines unnatürlichen Todes gestorben ist, durch eigene oder fremde Schuld verletzt wurde.
„Wenn bei einem Menschen", sagt der Edinburgher Gerichtsmediziner Dr. Sidney Smith, „der Tod durch Verletzungen oder zweifelhafte Ursachen eintritt, müssen außer den Grundfragen, wie, wo und wann ihm diese beigebracht wurden, noch viele andere geklärt werden. Eine der wichtigsten ist die, wie lange der Verschiedene nach der Verletzung noch gelebt hat und in welchem Umfang er Willensakte ausführen konnte. Diese Frage taucht am häufigsten bei Kopfverwundungen auf. Es ist eine weitverbreitete Annahme, daß Willenshandlungen bei schweren Gehirnschäden sofort aussetzen und bald danach der Tod eintritt. Das braucht aber nicht zu stimmen, und wenn es ungeprüft hingenommen wird, kann es eine Untersuchung in falsche Bahnen lenken."
Sidney Smith erzählt als Beispiel dafür einen Fall aus seiner eigenen Praxis.
Ein älterer Herr, der in einer Edinburgher Fremdenpension wohnte, ging eines Abends aus, blieb die Nacht über weg und kehrte erst am Morgen zurück. In Mantel und Hut, den Regenschirm über dem Arm, überquerte er die Diele. Bestürzt sah die Pensionsinhaberin, daß das Gesicht des alten Mannes blutig war.
Er nickte ihr zu und sagte beruhigend: „Regen Sie sich nur nicht auf. Ich bin hingefallen."
Dann stieg er die Treppe empor ins Bad, um sich zu waschen. Er kam aber nicht wieder. Deshalb ging die Wirtin nach oben. Sie fand ihn bewußtlos auf dem Fußboden liegen. Als sich die Frau über ihn beugte, sah sie die Wunde am Kopf: ein Loch von mindestens drei Zentimeter Durchmesser. Sie rief sofort die Polizei.
Der Verletzte wurde ins Krankenhaus gebracht. Er blieb ohne Bewußtsein, bis er drei Stunden später starb.
Bei der Obduktion stellte sich heraus, daß er einer Schußverletzung erlegen war. Das Geschoß eines 45er-Revolvers war unterhalb des Kinns in den Kopf gedrungen, hatte das Gehirn durchschlagen und war durch die Schädeldecke wieder ausgetreten.
Die Polizei untersuchte den Fall.
Am Ende der Untersuchung ergab sich, daß der Mann Selbstmord begangen hatte. In einer Laube des nahe gelegenen Parks hatte er sich auf diese sehr ungewöhnliche Art erschossen. Die Spuren zeigten, daß der Mann nach dem Schuß im Park umhergegangen war, sich dann wieder in die Laube gesetzt und erst sehr viel später den Heimweg in die Pension angetreten hatte. Und das alles mit dieser schweren Kopfverletzung!

Zusammenarbeit Bedingung

„Sicher meinen viele", sagte Dr. Sidney Smith abschließend, „daß eine solche Verletzung zu sofortiger Ohnmacht und einem schnellen Tod führt. Dagegen steht einwandfrei fest, daß dieser Mann, nachdem er sich die schwere Schußverletzung beigebracht hatte, lebte, eine ganze Strecke zurücklegte, nach Hause ging, planvolle Handlungen ausführte und klar und vernünftig sprach, bis er das Bewußtsein verlor; ein schlagendes Beispiel dafür, wozu jemand nach einer schweren Gehirnverletzung noch fähig sein kann."
Wenn man würdigen will, vor welchen Schwierigkeiten der Gerichtsmediziner oft steht, wenn er die Frage nach Unfall, Mord oder Selbstmord klären soll, muß man meiner Ansicht nach zweierlei berücksichtigen.
Wie noch später an einigen Beispielen zu zeigen sein wird, gibt es einen sicheren Erfahrungsschatz, wie sich Mord und Selbstmord voneinander unterscheiden lassen. Solche Unterscheidungsmerkmale fallen einmal in den eigentlichen medizinischen, zum andern in den kriminalistischen Bereich:
Zum Beispiel:
Findet man einen Toten mit durchschnittenem Hals, so wird der Gerichtsmediziner unter Umständen bereits aus der Lage, der Beschaffenheit der Wunde und anderen körperlichen Symptomen sagen können, ob ein Mord oder ein Selbstmord vorliegt. Entdeckt er, daß sich Schnittverletzungen an den Armen oder Fingern befinden, so deutet das darauf hin, daß der Tote sich vor der tödlichen Verletzung gewehrt hat.
Man muß also einen Mord annehmen.
Findet der Arzt dagegen neben der tödlichen Halsschnittwunde oberflächliche Hautverletzungen, die vielleicht parallel dazu verlaufen oder sich an ganz anderer Stelle befinden, zum Beispiel in der Nähe der Schlagader am Handgelenk, so würde das eher für einen Selbstmord sprechen, der vorher mit mangelndem Erfolg an anderer Stelle erst ausprobiert wurde. Natürlich liegt jeder einzelne Fall anders. Trotzdem ähnelt jeder Fall auch wieder einem gleichartigen.
Professor Prokop und Dr. Weimann betonen, daß diese Tatsache zum gesicherten Erfahrungswissen der gerichtlichen Medizin gehört.
„Ein Studium der Verhaltensweisen zeigt dabei für viele Fälle eine erstaunliche Gleichförmigkeit."
Ohne hier näher auf die Beweise für diese Erfahrung einzugehen, zitieren wir noch die Schlußfolgerung: „So ist es wohl kein Wunder, wenn der alte Gerichtsmediziner, der viele Fälle gesehen und durchstudiert hat, aus Leichenfunden oft erstaunliche Rückschlüsse auf den Täter und auf den Tathergang ziehen kann."
Es gibt also in jedem Fall eines gewaltsamen Todes genügend Anzeichen, die eine rein medizinische Antwort auf die Frage nach Mord oder Selbstmord gestatten. Denn die wissenschaftliche Erfahrung beruht auf der Verallgemeinerung gleichförmig auftretender Verhaltensweisen und Erscheinungen.
Anderseits gibt es jedoch viele Fälle, bei denen eine rein medizinische Antwort nicht möglich ist und der Arzt, um die Frage nach Mord, Selbstmord oder Unfall zu beantworten, zusätzliche Hinweise braucht.
Diese kann ihm der Kriminalist geben.
Zum Beispiel wird ein Mensch erhängt aufgefunden. Mord, Selbstmord oder Unfall? Die körperlichen Symptome können in allen drei Fällen die gleichen sein. Der Gerichtsmediziner wird also nicht immer in der Lage sein, durch die Obduktion allein ein eindeutiges Urteil abzugeben. Kann er aber bei seiner Untersuchung Tatsachen mit berücksichtigen, die ihm der Kriminalist nach der Tatortuntersuchung in die Hand gibt, wird die Antwort für ihn erleichtert.
Denn der Kriminalist hat inzwischen die Umgebung untersucht, in der der Tote gefunden wurde. Er hat vielleicht erfahren, daß dieser kurz vor seinem Tode ziellos umhergewandert ist, durch einsame Gegenden, Parks oder Wälder, wie es Selbstmörder oft tun.
Oder er hat festgestellt, daß die Schlinge des Stricks auf eine ganz eigenartige und charakteristische Weise verknotet ist, die dem Toten wahrscheinlich unbekannt war. Das wäre ein Hinweis auf fremde Hand und die Art des Knotens ein Hinweis auf den Täter. Vielleicht hat er sein Opfer auf irgendeine Weise bewußtlos gemacht und dann erhängt, um so einen Selbstmord vorzutäuschen.
In der Regel ergibt sich also eine sehr enge Zusammenarbeit von Gerichtsmediziner und Kriminalisten, eine gegenseitige Ergänzung beim Sammeln der Beweise.
Wie diese Zusammenarbeit aussieht, sollen einige der interessantesten Fälle zeigen, in denen es um die Entscheidung: „Mord, Selbstmord oder Unfall" ging.



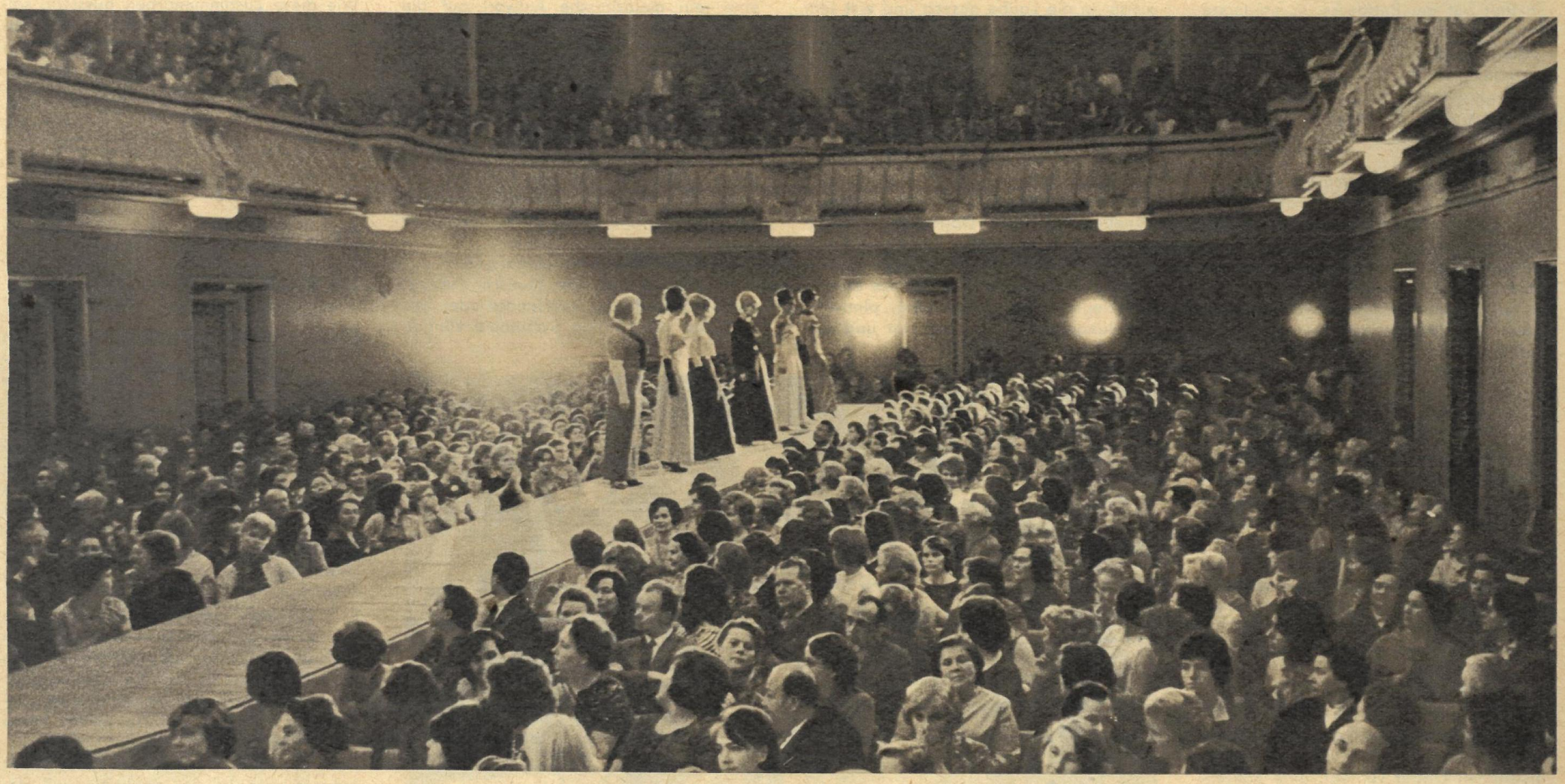
Den Mördern keine Chance: Der englische Gerichtsmediziner Dr. Spilsbury brachte nicht nur Dr. Crippen zur Strecke.

Die toten Bräute in der Badewanne

Eines Menschen Tod, der zuerst wie ein Unfall aussah, kann sich als Mord herausstellen. Aber das zu erkennen ist auf den ersten Blick oft unmöglich. Erst die Obduktion der Leiche vermag Aufschluß über die wirkliche Todesursache zu geben. Alles hängt also davon ab, ob der Arzt, der den Tod feststellt, in zweifelhaften Fällen eine Sektion veranlaßt.
Bei bestimmten Todesfällen ist es besonders schwierig, sofort zu erkennen, ob ein Unfall, ein Selbstmord oder ein Mord vorliegt: zum Beispiel beim Ertrinken.
Das Ertrinken gehört zu den häufigsten unnatürlichen Todesursachen. Man kann sagen, jeder dritte Selbstmörder „geht ins Wasser". Zahlreich sind die Unfälle durch Ertrinken, seltener ist der Mord durch Ertränken. Oft aber wird ein solcher Mord als Unfall getarnt.
Das berühmteste Beispiel aus der Kriminalgeschichte ist der englische Fall der „toten Bräute in der Badewanne".
Dem Scharfsinn und der zähen Experimentierleidenschaft des weltbekannten englischen Gerichtsmediziners Dr. Spilsbury war es zu verdanken, daß ein raffiniertes Verbrechen erkannt und ein dreifacher Mörder schließlich zur Strecke gebracht wurde.
Das war im Jahre 1915.
Dr. Spilsbury war damals bereits ein bekannter Gerichtsmediziner. Er war es gewesen, der einige Jahre zuvor Dr. Crippen des Mordes an seiner Frau überführt hatte.
Der achtundvierzigjährige Geschäftsführer einer Arzneimittelfirma war mit einer unbegabten, aber sehr exzentrischen und verschwenderischen Sängerin verheiratet, die es mit der ehelichen Treue nicht so genau nahm. Auch Dr. Crippen hatte ein Verhältnis mit einer anderen Frau, der jungen Stenotypistin Ethel LeNeve, begonnen.
Eines Tages war Dr. Crippens Frau verschwunden. Crippen erzählte, sie sei mit einem Mann davongegangen.

Fortsetzung folgt

Zum letzten Mal paradieren die sechs Mannequins über den Laufsteg im Konzertsaal der Staatlichen Philharmonie in Tallinn. Abschluß und Höhepunkt einer Freundschaftsreise des Modehauses Bormann durch die Sowjetunion. Zwei Tage später resümiert Heinz Bormann auf dem 8. Kongreß der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft:



SO SCHÖN WAR ES NOCH NIE

Reisebeginn: Ehrennadel der DSF für Genossin Seichter.

Kongresse werden durch viele Formalitäten vorbereitet. Kongresse ziehen Bilanz und stecken neue Ziele ab. Seltener sind Kongresse, zu deren Vorbereitung man Modellkleider und Mannequins auf die Reise schickt. Doch die Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft beauftragte ihr Zentralvorstandsmitglied Heinz Bormann zu einer Reise in die Sowjetunion. Vertiefung der Zusammenarbeit mit sowjetischen Modehäusern, Anbahnung neuer Kontakte und natürlich Demonstration unseres Modeschaffens, das waren die Aufgaben der kleinen Delegation. Moskau, Vilnius und Tallinn waren die Stationen des Besuches. Diese Städte sind mit ihren Modeateliers tonangebend im europäischen Teil der Sowjetunion.

Es waren insgesamt fünfzehn Modeschauen, die in zehn Tagen über die Laufstege gingen. In Moskau war es der Demonstrationssaal des Riesenkaufhauses GUM, in Vilnius das Kulturhaus der Bauarbeiter und in Tallinn der Konzertsaal der Staatlichen

Blumen, immer wieder Blumen, hier im Kaufhaus GUM.

Philharmonie, die zu jeder Schau ausverkauft waren. Das Haus der Modelle Magdeburg namens Heinz Bormann – so die wörtliche Übersetzung aus dem Russischen – ist den Fachleuten in der Sowjetunion bestens bekannt. Jährlich liefern die Elbestädter in die UdSSR rund 50 000 Kleider, die wegen ihrer guten Paßform, ihrer modischen Gestaltung und sauberen Verarbeitung überall gefragt sind. In Litauens Hauptstadt Vilnius wurde das bei einem Erfahrungsaustausch im Ministerium für

Freundschaftsgeschenke: Direktorin Pawlowna.

Leichtindustrie von Handelsfachleuten ausdrücklich betont. So ließ es sich der stellvertretende Minister nicht nehmen, den Reigen der Modevorführungen persönlich zu eröffnen und zum Abschluß einen Gala-Empfang zu geben.

Die Gastfreundschaft im Sowjetland ist ja sprichwörtlich, man brauchte eigentlich kein Wort mehr darüber zu verlieren. Aber was die Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft

Große Mode im Sowjetland: Mitzeichnen.

Die Herzlichkeit vieler Begegnungen während der Reise des Modehauses und das feste Zusammengehörigkeitsgefühl fanden auf dem bisher bedeutendsten Kongreß der Freundschaftsgesellschaft in Berlin ihren offiziellen Ausdruck. Unsere Freundschaft zur Sowjetunion ist unzerstörbar.

Als Gäste im Haus der Modelle in Moskau.

1300 Besucher minutenlang applaudieren, dann darf man vielgereisten Mannequins glauben, daß sie soviel Herzlichkeit noch nirgends fanden.
Der Gedanke fester Freundschaft und brüderlicher Zusammenarbeit stand bei dieser Moderevue aus der DDR Pate. Freundschaftsverträge mit Modehäusern und Konfektionsbetrieben werden vorbereitet; auf Einladung der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft kommt das Moskauer Haus der Modelle im November in unsere Republik. Auf dem

Ständig ausverkaufte Häuser, hier in Vilnius.

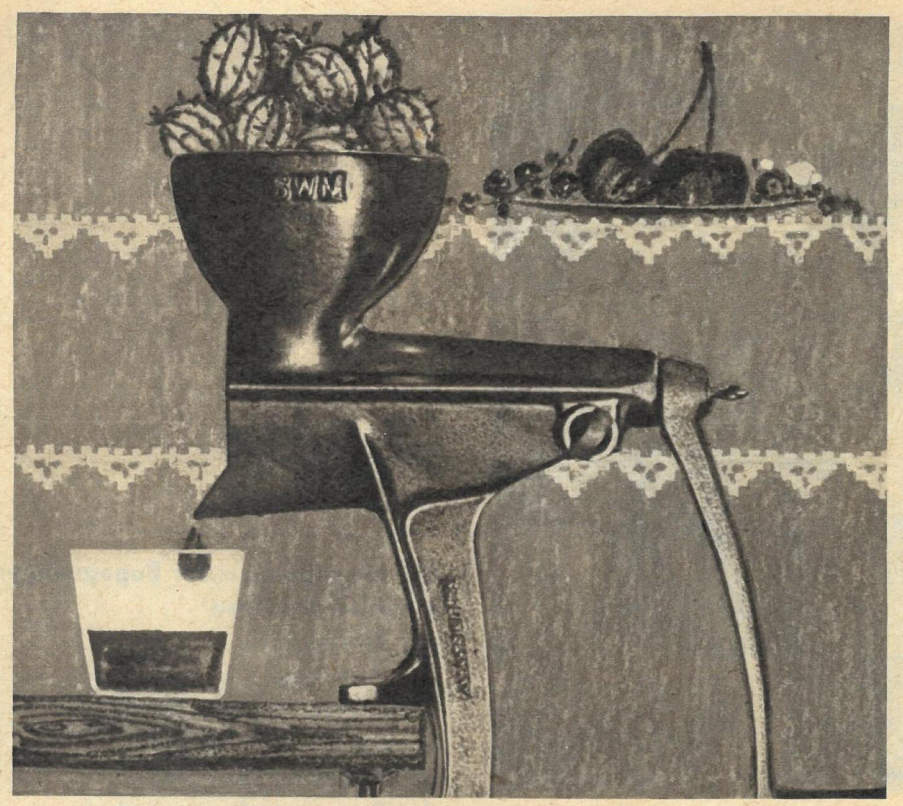
Bildbericht Günter Junggebauer

Minister Eduard Dilis schunkelt mit.

Freundschaft sichert uns Frieden: Walter Ulbricht und Professor Dieckmann auf dem 8. Kongreß der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft.

und die Modehäuser in den drei Städten als kleine Aufmerksamkeit ihren lieben Freunden gegenüber bezeichneten, das ließ grazile Mannequins tags darauf besorgt nach einer Waage fragen. In den Rahmen dieser großartigen Stimmung gehörte zweifellos auch das Publikum. Es machte die anstrengenden Stunden der Laufstegarbeit vergessen. Und wenn in der Hauptstadt Sowjet-Estlands, in Tallinn, wo Einheimische behaupten, die Leute seien schwer zu begeistern, wenn dort zum Abschluß jeder Schau

8. Kongreß sprach Heinz Bormann über die vielen herzlichen Beweise aufrichtiger Freundschaft. Und er unterstrich die Worte Professor Dieckmanns: Die deutsch-sowjetische Freundschaft hat uns unendlich viel gegeben. Sie gab uns – und das ist das Wichtigste – Jahre friedlicher, gesicherter, schöpferischer Arbeit. – Diese Reise war so schön wie keine, die ich in den vergangenen zwanzig Jahren erlebt habe. Wir freuen uns alle auf die Gegenbesuche unserer sowjetischen Kollegen.



DEWAG Berlin 66 – John

HALTEN SIE FRUCHTSÄFTE FÜR GENUSSMITTEL

mit denen man sparsam umgehen sollte? Gewiß nicht! Sie enthalten lebensnotwendige Wirkstoffe wie Vitamine, Mineralstoffe und Fruchtzucker. Damit können Sie im Winter einen Teil der fehlenden Sonne ersetzen.
Darum: Jeden Tag für die Familie eine Flasche Fruchtsaft.
Seit Jahrzehnten geschätzt wegen besonders schonender Entsaftung:
FRUCHTPRESSEN

SONNENGEREIFTES FÜR DEN WINTER

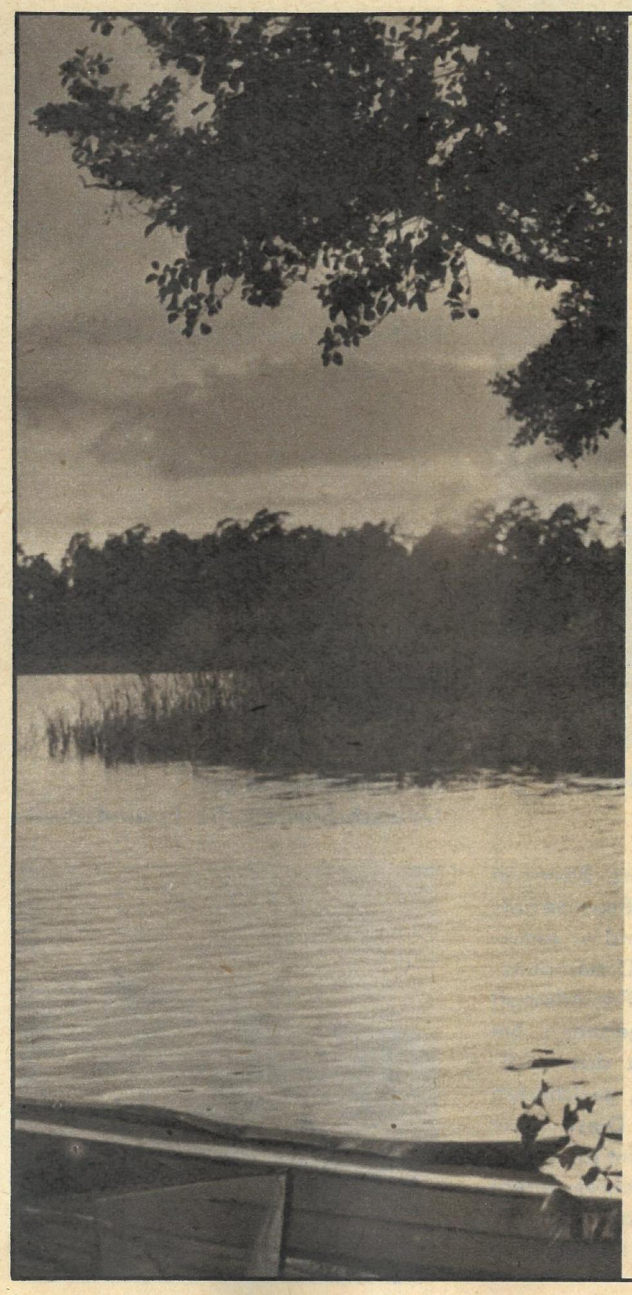
EIN ZUSCHUSS

für den Urlaub wird sichtbar, wenn das Sparschwein „geschlachtet" sein Innenleben preisgibt. Sparen lohnt sich immer! Zeit und Energie sparen Sie mit dem TAUCHSIEDER, weil er das Wasser ohne Umwege erhitzt.

IKA ELECTRICA
Ein Programm
moderner
Lebensweise

DEWAG Berlin · 66

IKA ELECTRICA



DAS RECHT DER WERKTÄTIGEN AUF ERHOLUNG

nimmt man beim volkseigenen Rohrleitungsbau besonders ernst.
Eine Reihe herrlich gelegener Ferien- und Erholungsheime in den schönsten Gegenden unserer Republik, an der See und in den Bergen, stehen seinen Mitarbeitern und deren Familien für einen schönen und erholsamen Urlaubsaufenthalt zur Verfügung. Überhaupt bildet die gute soziale Betreuung ihrer Mitarbeiter ein vordringliches Anliegen der Betriebsleitungen des volkseigenen Rohrleitungsbaues.
Schmackhaftes Werkessen, gut organisierte Versorgungseinrichtungen, Kulturräume, Freizeitgestaltung, ansprechende Wohn- und Tagesunterkünfte sind hier Selbstverständlichkeiten.
Es lohnt, ein Mitarbeiter des volkseigenen Rohrleitungsbaues zu werden. Er bietet interessante Arbeit beim Aufbau unserer wichtigsten Industriebetriebe, gute Perspektive für einsatzfreudige Fachkräfte, ausgezeichnete Qualifizierungsmöglichkeiten für ungelernte, strebsame Mitarbeiter.
Seine weitverzweigten Betriebe ermöglichen Ihnen eine passende und gut bezahlte Arbeit an interessanten Bauvorhaben in allen Teilen unserer Republik.

Vor allem suchen wir:

Isolierer, Klempner, Feinblechbearbeiter,
E- und A-Schweißer (aller Prüfgruppen),
Rohrleitungsmonteure, Stahlbauschlosser,
Kessel- und Behälterbauer,
Betriebsschlosser sowie Helfer.

Facharbeiter anderer Berufe und ungelernte Kräfte werden zu vorgenannten Berufen qualifiziert.
Unsere Betriebe geben Ihnen über alle Fragen der Arbeits- und Entwicklungsmöglichkeiten gern ausführliche Auskunft. Wenden Sie sich möglichst umgehend an die

VVB ROHRLEITUNGEN UND ISOLIERUNGEN
701 LEIPZIG, SENEFELDERSTRASSE 13/17

Auch Sie brauchen

LIVIO

wenn Sie Wert darauf legen, daß Ihre Haut makellos rein ist, geschmeidig und schön bleibt. Der bekannte heilende Wirkstoff aus den Blüten der

KAMILLEN

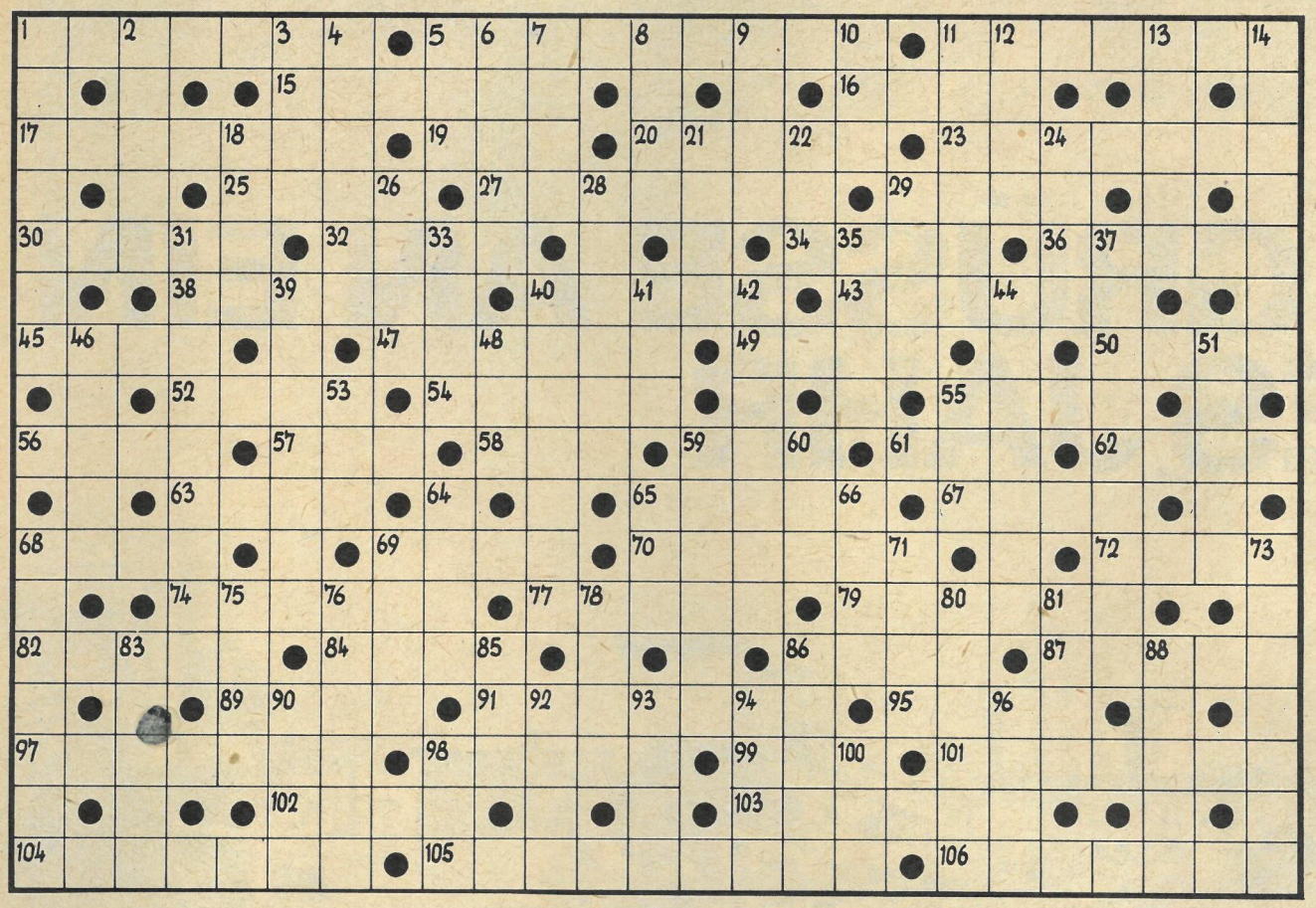
ist in LIVIO Kamillen-Creme aktiv wirksam. Tägliche Pflege mit LIVIO schützt Ihre Haut gegen unbemerkt eintretende Schäden.
Sie sollten diese

CREME

auch bald probieren!

DOSE MDN 1,50 POHLI

rätsel



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Schmarotzer, 5. Einrichtung an Schreib- und Buchungsmaschinen, 11. europäischer Staat, 15. Stadt in Texas, 16. Sinnesorgan, 17. Schuhspanner, 19. afrikanischer Strom, 20. Epos Homers, 23. kleiner Karpfenfisch, 25. weiblicher Vorname, 27. Grundstoff, Grundbestandteil, 29. Unterarmknochen, 30. Teil mancher Instrumente, 32. Lanzenreiter, 34. italienische Weinbaustadt, 36. Grundlage, 38. Vulkangruppe im Osten der Türkei, 40. Korbblütler, Heilpflanze, 43. Zaunteile, 45. Haustier, 47. Komitat in Nordungarn, 49. Körperhülle, 50. Teil mancher Pflanzen, 52. südfranzösische Hafenstadt, 54. Mengenbegriff, 55. Stadt in Westfalen, 56. Zeltlager, 57. straußenähnlicher Vogel, 58. Brennstoff, 59. dichterisch: Adler, 61. Papageienart, 62. Badestrand bei Venedig, 63. Nebenfluß der Donau, 65. Zeitbestimmung, 67. Eskimohütte, 68. Holzmaß, 69. Gestalt aus „Wie der Stahl gehärtet wurde", 70. Radrennfahrer hinter Motoren, 72. angebliche gespensterhafte Erscheinung, 74. Märchengestalten, 77. Wurfgerät, 79. Wurstsorte, 82. Grünfläche, 84. Blutgefäß, 86. Teil der Erdhülle, 87. Kartenwerk, 89. Schwimmvogel, 91. deutscher Philosoph und Pädagoge († 1841), 95. weiblicher Vorname, 97. Roman von Anna Seghers, 98. Berliner Schlageroperettenkomponist († 1940), 99. ballsportlicher Begriff, 101. Verteidigung bei rechtswidrigem Angriff, 102. römischer Kaiser, 103. Lattenzaun, 104. Waffenlager, 105. Eilboten, Meldereiter, 106. der Fuchs in der Fabel.

Senkrecht: 1. Kunstmalergerät, 2. Stadt in Frankreich, 3. Berg bei Innsbruck, 4. kahlgeschorene Stelle, 5. Laut, 6. Opernlieder, 7. Spiel- und Sportgerät, 8. Klebemittel, 9. Bestandteil des Tees, 10. arabischer Titel, 11. Kunststoff, 12. Dramengestalt bei Schiller, 13. Wieselart, 14. dänischer Komponist († 1931), 18. Lebewesen, 21. Nutzpflanze, 22. Scheuersand, 24. Weinstock, 26. Schwung, 28. Verordnung, 29. Staatshaushalt, 31. Stauwerk, 33. kleinstes Teilchen, 35. einmastiges Fischereifahrzeug, 37. ein Mineral, 39. Teil einer Funkanlage, 40. Stadt südlich von Gorki, 41. Grußwort, 42. Kulturstätte, 44. antike Stadt in Böotien (Mittelgriechenland), 46. Wettkampfbeginn, 48. witziger Einfall, 51. Lärm, 53. nordwestdeutscher Fluß, 55. schweizerischer Kanton, 59. Kreisstadt im Sauerland, 60. Waldtier, 64. Bergwerk, 65. Angehöriger eines germanischen Göttergeschlechts, 66. bayrischer Mädchenname, 68. beschleunigter Schlußteil einer italienischen Arie, 69. Ansprache, 71. indischer Heros und Gott, 73. militärisches Gebäude, 75. spanischer Mädchenname, 76. Reitsitz, 78. Schriftgrad, 80. Wiener Walzerkomponist, 81. Marinedienstgrad, 83. Ulk, 85. griechischer Buchstabe, 86. Zuchttier, 88. Zuneigung, 90. russischer Frauenname, 92. Gestalt aus „Lohengrin", 93. Nebenfluß der Saale, 94. Ruhepause, 96. Musikzeichen, 98. griechische Sporadeninsel, 100. Nebenfluß der Wisła. (ß = ss.)

Buchstabenzusatzrätsel

Durch Hinzufügen eines Buchstabens an beliebiger Stelle wird aus:
Ortsveränderung – Wagenschuppen
Tierjungen – Verlobte
Spende – Getreidebündel
Hütte – Haustier
altgermanischem Schriftzeichen – verfallenes Bauwerk
abessinischem Fürstentitel – Ölpflanze
mathematischem Begriff – Sitte
Teil eines Hauses – Beruf

Die eingefügten Buchstaben ergeben – im Zusammenhang gelesen – eine Leckerei.

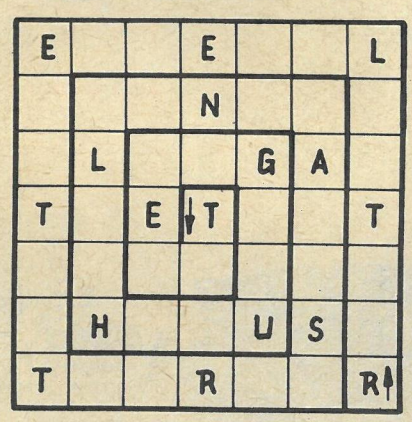
Rätsellösung aus Heft 25

Kreuzwort- mit Füllrätsel. Waagerecht: 1. Tomate, 5. Slums, 9. Halle, 12. Serben, 16. Alk, 17. Oasen, 18. Tag, 19. Misere, 20. Sturm, 22. Liege, 25. Lesage, 26. Anakonda, 28. Eskariol, 30. Eder, 33. Duo, 34. Bon, 35. Amme, 37. Laken, 39. Ende, 40. Ara, 41. Lein, 42. Rasin, 43. Don, 44. Ger, 45. Reger, 47. Sog, 49. Amt, 51. Negoi, 54. Moa, 55. Inn, 56. Halma, 57. Sen, 58. Gin, 59. Silbe, 60. Nis, 61. Tat, 62. Aland, 65. Ehe, 67. Lee, 69. Ernte, 72. Air, 73. Lie, 74. Masse, 76. Lupe, 78. Man, 80. Exil, 82. Gabel, 85. Arie, 86. Los, 87. Ree, 89. Lure, 90. Libellen, 93. Training, 97. Nansen, 98. Niete, 99. Tonne, 100. Dozent, 101. Sol, 102. Agnes, 103. Fes, 104. Uelzen, 105. Saite, 106. Regal, 107. Newton. – Senkrecht: 1. Tempel, 2. Mistek, 3. Tara, 4. Elend, 6. Leto, 7. Mord, 8. Samara, 9. Helena, 10. Anis, 11. Liga, 12. Salon, 13. Egel, 14. Brahms, 15. Nieren, 20. Skonto, 21. Unke, 23. Ekel, 24. Erbium, 27. Aue, 29. Ion, 31. Dase, 32. Rede, 35. Aare, 36. Mino, 38. Normandie, 42. Rennsteig, 45. Ruhla, 46. Galla, 47. Sasse, 48. Genie, 49. Angel, 50. Tinte, 52. Galan, 53. Isere, 63. Lear, 64. Nase, 66. Hausen, 68. Edirne, 70. Real, 71. Tier, 74. Mainau, 75. Signal, 76. Lob, 77. Eule, 78. Manege, 79. Natter, 80. Elan, 81. Lei, 83. Bukett, 84. Letten, 86. Linon, 88. Enden, 90. Lese, 91. Lira, 92. Etat, 94. Rose, 95. Inka, 96. Gose. – Füllrätsel: 1. Janaček, 2. Elritze, 3. Gorodki, 4. Oschatz, 5. Röntgen, 6. Othello, 7. Wedding. – JEGOROW.

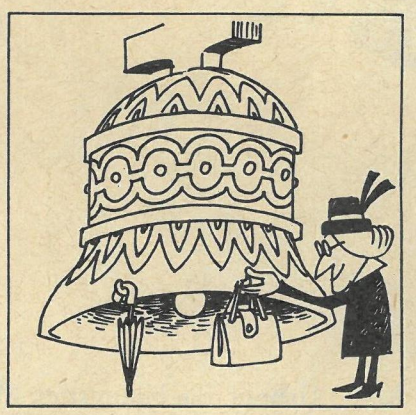
Rätselschnecke

Von außen nach innen: Handgelenk – Geländeeinschnitt – geographischer Begriff – Untergrundbahn – erhöhte Plattform – Spinnenart – im Aberglauben: Nachtgespenst – tschechischer Reformator – Anhäufung, Vereinigung von Teilen.

Von innen nach außen: Zeitabschnitt – physikalische Maßeinheit – Energiemesser – Tragödie von Shakespeare – Stadt in Japan – Fotozubehör – Destillationsgefäß – Beruf, Fach – weidmännischer Begriff – englische Anrede.



DING MIT PFIFF 22



WAS IST DAS?

Eine volkstümliche Redensart, die Willy Moese (nach einer Leseridee) für Sie gezeichnet hat. Wenn Sie wissen, was gemeint ist, senden Sie uns Ihre Antwort bis zum 2. Juli 1966 auf einer Postkarte (Kennwort: Ding mit Pfiff). Vielleicht haben Sie Glück und gehören zu den drei Gewinnern, die je einen Buchpreis erhalten. Unsere Anschrift: Redaktion Zeit im Bild, 806 Dresden, Radeberger Straße 14b.

Ding mit Pfiff 18/66: „Er fällt mit der Tür ins Haus." Je ein Buch gewannen: E. Herrmann, Görlitz; Marta Krüger, Gützkow; Alfred Schuster, Karl-Marx-Stadt.

zb

DAS REDAKTIONSKOLLEGIUM: Kurt Stephan (Chefredakteur), Lena Smolny (stellvertretender Chefredakteur), Gerhard Graban (Redaktionssekretär), Paul Friedemann, Eberhard Kottwitz · Verlagsdirektor Günther Zumpe · Grafische Gestaltung: Siegfried Rudolf · Lizenz-Nr. 1264 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden · Anzeigenverwaltung DEWAG WERBUNG, 806 Dresden · Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 53 · Zeit im Bild erscheint wöchentlich, Preis 30 Pf, Abonnementspreis vierteljährlich 3,90 MDN, monatlich 1,30 MDN · Bankkonto DN, Dresden 4/1862 · Postscheckkonto: Dresden Nr. 4565
POSTANSCHRIFT:
Redaktion Zeit im Bild, 806 Dresden, Radeberger Straße 14b, Ruf 5 16 16, 5 17 65, Telex Dresden 019 412

IX. ASIENBERICHT VON DR. HEINZ LANGER UND DIPL.-ING. WOLFGANG SCHRADER

DREI GRÜSSE AN EIN NEUES JAHR

Kuala Lumpur, die Hauptstadt Malaysias.

Sechs Tage brauchte die „State of Madras", ein altes, verbautes indisches Passagierschiff, um den Seeweg zwischen Madras und der Insel Penang in Malaysia zurückzulegen. Zu den zahlreichen Passagieren, die in George Town abstiegen, gehörten auch wir mit unseren Mokicks. Vor uns lag die Etappe auf der Malaiischen Halbinsel. Aber zunächst einmal blieben wir auf der Insel Penang. Entlang der Ufer des kleinen malerischen Eilandes führt eine etwa sechzig Kilometer lange Straße. Zwischen Palmen liegen farbige Bungalows an Felsenbuchten. Die üppige Vegetation ließ uns Äquatornähe ahnen. Fischer zogen ein riesiges Netz an Land und sangen im Rhythmus ihrer schweren Arbeit.

Gefährlich oder abenteuerlich hatten wir uns den Besuch des chinesischen Schlangentempels nahe George Town vorgestellt. Doch die kleinen giftgrünen Vipern lagen träge auf dürren Zweigen, die in Vasen aus chinesischem Porzellan steckten. Das Heiligtum ist ein Anziehungspunkt für Touristen, und damit verbindet sich ein Riesengeschäft. Auf einer Tafel an der Wand des Tempels steht geschrieben, daß der Priester für das Wohlergehen von „Spendern" beten will. Ein Tempelfotograf hängte sensationshungrigen Besuchern eine Schlange um den Hals, die völlig ungefährlich war, und fotografierte sie damit. Sicher haben diese „attraktiven" Erinnerungsfotos mehr zum Ruf des Schlangentempels beigetragen als die bescheidenen Gifttiere in seinem Inneren.

Einen ähnlichen Rummel erlebten wir an der Ayer-Itam-Pagode. Ein Heer von Andenkenhändlern pries an ihrem Eingang seine Waren an. Skatkarten mit Pin-up-Girls, Stofftiere, Sparbüchsen aus Kokosnüssen, limonadenfarbige Südseelandschaften und billigster Andenkenkitsch wirkten nahezu provozierend auf einen Tempelbesucher.

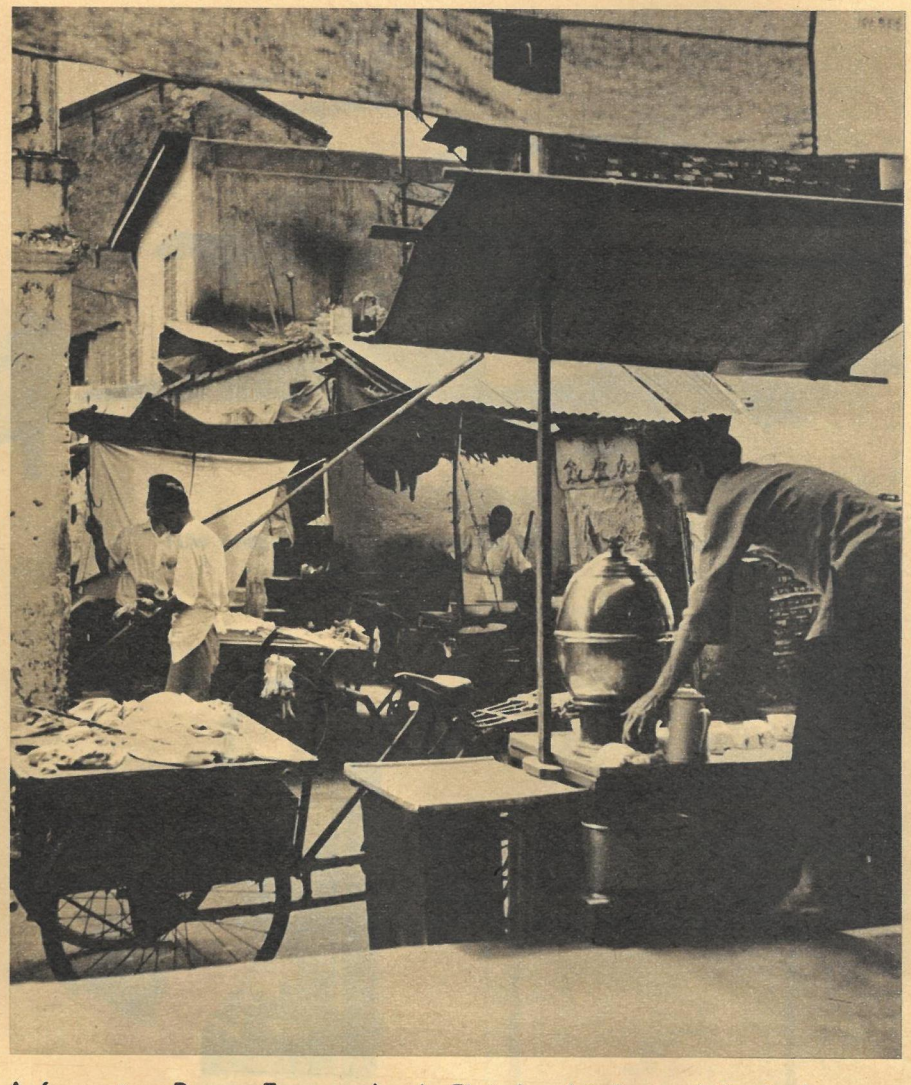
Am nächsten Tag brachte uns die Fähre zum malaiischen Festland. Wir rollten unter sengender Äquatorsonne vorbei an Kautschukplantagen und Zinnminen. Mit einer Jahresproduktion von 750 000 Tonnen gehört Malaysia zu den größten Erzeugern von Naturkautschuk in der Welt. Über 55 Prozent der werktätigen Bevölkerung Malaysias sind in Plantagen beschäftigt. Für die Wirtschaft des Landes sind vor allem die reichhaltigen Zinnvorkommen von Bedeutung. Etwa ein Drittel des Gesamtaufkommens in der Welt liefert Malaysia. Außerdem gedeihen hier Kokosnüsse, Ananas, Pfeffer, Tee und Kaffee.

Unser Ziel war die Hauptstadt, Kuala Lumpur. Sie ist vielleicht die modernste Stadt Südostasiens. Hochstraßen, Hochhäuser, ein modernes Parlamentsgebäude, ein unendlich dichter Verkehr prägen das Gesicht dieser Stadt. Die kürzlich erbaute Nationalmoschee erinnert mit ihrem gefalteten Dach und der kubischen Bauweise nur noch entfernt an den islamischen Baustil. Der Muezzin braucht nicht mehr die Stufen des schlanken Minaretts zu steigen. Eine Lautsprecheranlage und ein Fahrstuhl erleichtern ihm die Arbeit. Am Eingang empfängt die Gläubigen eine mit der Perfektion der modernen sanitären Technik ausgestattete Waschanlage. Aber so glänzend die Fassade auch ist, täuscht sie doch nicht über die Schwächen mancher Gläubigen hinweg. Wie peinlich war es doch, daß dem britischen Hochkommissar während der Einweihungsfeierlichkeiten die Schuhe gestohlen wurden. Er mußte sich bequemen, seinen Rolls Royce in Socken zu besteigen.

Auf der „Freundschaft", die im südindischen Hafen Cochin vor Anker lag, hatten wir den Jahreswechsel auf die bei uns übliche Weise gefeiert. In Kuala Lumpur erlebten wir nun das chinesische Neujahrsfest. Schon tagelang knallten die Feuerwerkskörper auf den Straßen, und die Zeitungen waren voll von Unfallmeldungen. Nach altem Glauben sollen mit dem Getöse die bösen Geister vertrieben werden. Das Jahr des Drachens ging nach unserem Kalender am 20. Januar 1966 zu Ende. Es begann das Jahr des Pferdes. Zum zweiten Male also begrüßten wir im Monat Januar ein neues Jahr.

Am nächsten Tage starteten wir zur Ostküste der Malaiischen Halbinsel. Stundenlang fuhren wir an Kautschukplantagen und Urwald vorbei. Doch wir hatten nicht mit der Regenzeit gerechnet. Zum dritten Mal auf dieser Reise überraschte sie uns. Diesmal in einer Stärke, die uns fast verzweifeln ließ. Aber der Regen hatte nicht nur uns einen Strich durch die Rechnung gemacht. Das Neujahrsfest der Moslems, das normalerweise einen Tag nach dem chinesischen folgt, mußte verschoben werden. Der königliche Siegelbewahrer hatte infolge der Regenwolken die den Jahresbeginn anzeigende Sichel des neuen Mondes nicht sehen können. Daraufhin beschloß der Rat der Sultane, Neujahr einen Tag später feiern zu lassen.

Typisch für die Malaiische Halbinsel: tropenregensichere Pfahlbauten.



Auf engstem Raum: Teeausschank, Fleischverkäufer und Garküche.

Für uns unvorstellbar: Dipl.-Ing. Schrader beim Fußbad in einer „kleinen Pfütze".

Ein bißchen Pagode, etwas Moschee und sehr viel Kolonialstil: Ayer-Itam-Pagode auf der Insel Penang.

Elegant, zweckmäßig und teuer: Wohnsiedlung in Kuala Lumpur.

Nationalmoschee in Kuala Lumpur.

Am Strand von Kuantan, einer kleinen Stadt am Südchinesischen Meer, feierten wir zum dritten Male Neujahr mit einer malaiischen Familie. Sie winkte uns zu, als wir an ihrem hübschen Bungalow vorbeifuhren, und lud uns ein, auf der Veranda des Holzhauses Platz zu nehmen. „Selmanat Hari Raya" – „Glückliches neues Jahr"! Uns wurde gezuckerte Papaia angeboten. Wir erzählten von unserer Reise, vom Leben in der DDR und fanden aufmerksame Zuhörer.

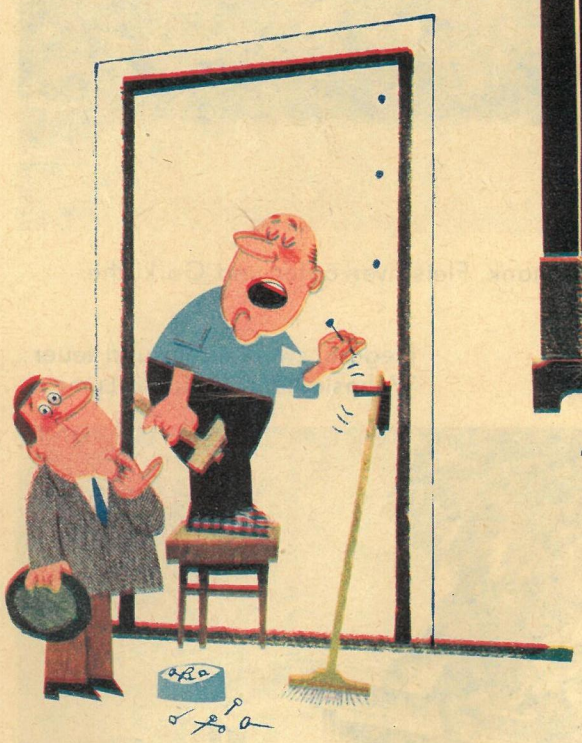
Der Regen nahm zu. Wir beschlossen, zur Westküste zurückzufahren. Inzwischen hatten sich auf den Straßen kilometerlange Seen gebildet. Aber wir mußten hindurch, denn die Regenzeit konnte noch wochenlang andauern. An den tiefer gelegenen Stellen der Straße reichte uns das Wasser bis an die Hüften. Wir trugen die Packtaschen auf dem Kopf, verstopften Auspuff- und Vergaseröffnungen mit Putzlappen und schoben die Maschinen durch die Fluten. Mehrere dieser „Straßenseen" konnten wir ohne Schaden für die Maschinen überwinden, aber schließlich drang doch Wasser in die Motoren ein. Stundenlang bemühten wir uns, die Maschinen flottzumachen, bis wir endlich auf den rettenden Einfall kamen, die Mopeds auf den Kopf zu stellen. Eine trübe Brühe floß aus der Kerzenöffnung am Zylinderkopf, und die Motoren sprangen wieder an. Je weiter westwärts wir kamen, desto freundlicher wurde das Wetter. Erschöpft von den Strapazen der Fahrt kamen wir in Malacca an und gönnten uns dort einige Tage Ruhe.

Dann mal 'ran an den Speck!

MEINT THEO IMMISCH

„Tun wir was für unsere Gesundheit, Liesbeth, laufen wir!"

„So ist es schon besser, Otto!"



„Sonst hält meine Frau ihren Safttag nicht ein!"

„Wenn du dich durchaus ärgern willst, bitte!"

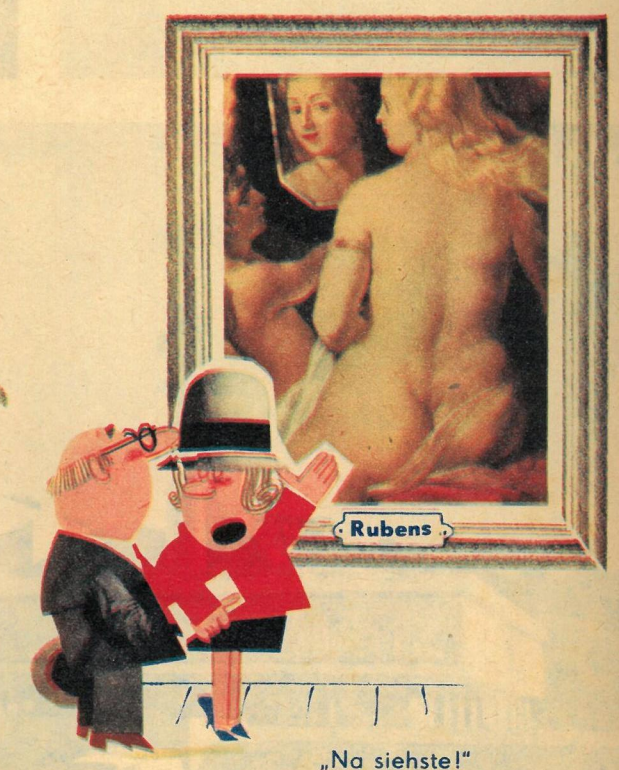
„Meine Frau dagegen trinkt heimlich."

Gewichtstabelle

Körperlänge (cm)	durchschnittl. Normalgewicht (kg) Männer	Frauen
165	64	60
166	65	61
167	66	62
168	68	63
169	69	64
170	70	66
172	73	68
173	74	69
175	76	72
177	79	74
178	80	75
179	82	77
180	83	78
182	86	81
185	90	85
188	95	89
190	98	92
195	106	99

„Unsinn,
wir sind für unsere Größe nicht zu schwer,
wir sind für unser Gewicht
nur etwas zu klein!"

„Komisch, sonst schafft er diese Steigung
spielend im zweiten.
Hast du etwa wieder zugenommen,
Luise?"



„Na siehste!"